

3 Das Fach im Weltkrieg

Aus den ersten Wochen und Monaten des Weltkrieges sind nur wenige Informationen darüber überliefert, ob und inwiefern bereits zu dieser Phase dem Krieg eine forschungsprogrammatische Bedeutung für die Sexualforschung beigemessen wurde. Dieses Quellenproblem ist nicht darauf zurückzuführen, dass die mit Kriegsbeginn auf die Militärbehörden übergegangene Zensur eine solche Diskussion nicht zugelassen hätte. Neben den beiden wichtigsten sexologischen Fachorganen – »Sexual-Probleme« und »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« – erschienen auch die sexualreformerischen Periodika weiterhin in einem halbwegs regelmäßigen Turnus. Doch was praktisch vollständig zum Erliegen kam, das waren die fortlaufenden Aktivitäten in den Fachgesellschaften und den sexualpolitischen Verbänden. Infolge der zahlreichen freiwilligen Meldungen und Einberufungen ihrer Mitglieder sagte die »Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik« alle Veranstaltungen ab und kam erst im Dezember 1918 wieder zusammen. Die »Internationale Gesellschaft für Sexualforschung« musste ihren für den Herbst 1914 vorbereiteten Berliner Kongress ausfallen lassen.

Dies und die kriegsbedingte Diffusion der Wirkungsorte ihrer Protagonisten waren jedoch nicht die einzigen Gründe, weshalb in der Frühphase des Krieges eine Debatte über sexualwissenschaftliche Kriegsperspektiven zunächst nicht aufkam. Vielmehr wird die verbreitete Erwartung von einem »kurzen Krieg« dabei die entscheidende Rolle gespielt haben.¹ Tatsächlich erkannten die deutschen Sexualforscher auch erst an der Jahreswende 1914/15, als sich diese Voraussagen und Annahmen nicht bewahrheitet hatten, dass dieser Krieg für Teile des Faches einen Einschnitt auf der institutionellen Ebene bedeuten werde. Die auf Zusammenarbeit mit Forschern aus nun kriegsgegnerrischen Ländern ausgerichtete InGeSe um Albert Moll und Max Marcuse zog erst fünf Monate nach Kriegsbeginn die Konsequenz, indem sie sich in »Deutsche Sexualwissenschaftliche Gesellschaft« umbenannte.² Im Frühjahr 1915 stellte sie das Erscheinen

1 Zur »Illusion des kurzen Krieges« (Lance Farrar) in Militär und Gesellschaft siehe u.a. *Becker/Krumeich*, *Der Große Krieg*, 199–218; *Oliver Janz*, 14. *Der Große Krieg*, Frankfurt a.M./New York 2013, 30–40.

2 Siehe »Internationale Gesellschaft für Sexualforschung«, in: *Berliner Tageblatt*, Nr. 633, 13.12.1914.

ihres Publikationsorgans »Sexual-Probleme« ein.³ Desgleichen beschloss die »Gesellschaft für Sexualreform«, die politischen Aktivitäten für die Kriegsdauer »vollkommen« zu beenden.⁴ Nachdem der Herausgeber Josef Bernhard Schneider eingezogen worden war, erschien die letzte Kriegsausgabe von »Sexualreform« im Februar 1915. Ein halbes Jahr darauf, im Oktober, folgte das Aus von »Geschlecht und Gesellschaft« mit der Begründung, dass in der Zwischenzeit sowohl die Redaktionsangehörigen als auch »beinahe sechzig Prozent unserer Abonnenten im Felde stehen«.⁵

Doch keineswegs alle sexualreformerischen Organisationen sahen sich im Verlauf des ersten Kriegsjahres zu solchen Schritten gezwungen. Im BfMS und im WhK hatte sich das Führungspersonal schon frühzeitig für eine Aufrechterhaltung der Tätigkeiten ausgesprochen. Allerdings war dies im Fall des WhK von Anfang an sowohl in personeller Hinsicht als auch auf der finanziellen Ebene nur erheblich reduziert zu bewerkstelligen, und Hirschfeld dürfte deutlich vor Augen gestanden haben, dass Aktivitäten zur Reform des Paragraphen 175 in den Hintergrund würden rücken müssen. Beide Verbände aber blieben publizistisch aktiv. Anstelle des »Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen«, das erst wieder 1919 erscheinen sollte, gab das WhK ab 1915 eine schmalere Variante unter dem Titel »Vierteljahresberichte während der Kriegszeit« heraus.⁶ Von grundsätzlichen Fragen einer Fortführung der Tätigkeiten in einem langen Krieg blieben die ÄGeSe und die »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« letztlich noch am wenigsten betroffen. Im Dezember 1914 war es dort zum Thema geworden, wie es gelingen könne, »von dem bisher auf sexualwissenschaftlichem Gebiete Erreichten nichts verloren gehen zu lassen, sondern, wenn möglich, in gesteigerter Arbeit schon jetzt *in* und *aus* der Veränderung eine Erweiterung unserer Erkenntnisse zu erstreben«.⁷

Nahm somit eine programmatische Sondierung unter Kriegsbedingungen im ersten Kriegswinter Formen an, war es jedoch keineswegs so, dass Repräsentanten des Faches bis dahin über die Kriegseignisse vollständig geschwiegen hätten. Ganz im Gegenteil: Man werde, hielt das damalige ÄGeSe-Vorstandsmitglied Alfred Grotjahn im November 1914 in seinem Tagebuch fest, wohl »ein Verzeichnis bisher geschätzter Personen anlegen müssen, die durch den Krieg eine akute Geistesverwirrung erlitten haben«.⁸ Mehrere von ihnen hatten sich in die unter Gelehrten und Intellektuellen um sich greifende kriegsnationalistische Publizistik eingereiht. Darauf kam einer ihrer bekanntesten Repräsentanten ein Jahr nach Kriegsbeginn öffentlich zu sprechen.

3 Die Einstellung der »Sexual-Probleme« scheint jedoch nicht bzw. nicht alleine auf den Krieg, sondern auch auf die Dominanz der konkurrierenden »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« zurückzuführen gewesen zu sein. Vgl. *Sigusch*, Geschichte, 112.

4 Siehe den Rückblick in: »Gesellschaft für Sexualreform, Berlin«, in: DnG 17, 1921, 223f., hier 223 (Zitat ebd.).

5 »An unsere Leser!«, in: CG 9, 1914/15, o. S. [Oktober 1915].

6 Vgl. dazu auch *Keilson-Lauritz*, Geschichte der eigenen Geschichte, 50.

7 *Ernst Burchard*, Sexuelle Fragen zur Kriegszeit, in: ZfS 1, 1914/15, 373–380, hier 373 (Hervorh. i. Orig.).

8 Zit. in dessen posthum erschienenen Memoiren: *Alfred Grotjahn*, Erlebtes und Erstrebtes, Berlin 1932, 159.

3.1 Gegen eine Welt von perversen Feinden. Sexualwissenschaft in der mobilisierten Kriegsgesellschaft

Als der BfMS am 30. Oktober 1915 im Berliner Architektenhaus seine »I. Kriegstagung« abhielt, gehörte Magnus Hirschfelds Vortrag über *Kriegspsychologisches* zu den Höhepunkten dieses Kongresses.⁹ Hirschfeld konfrontierte sein Publikum mit einer Annäherung an das »Augusterlebnis«,¹⁰ des »Rausch- und Drangzustand[es]« der Bevölkerung bei Kriegsausbruch. Er versprach aufzuhellen, »worin das Verrückende, Magnetische, Dämonische des Krieges besteht, das Millionen so unwiderstehlich in den Bann zieht«. ¹¹ Er rückte »Kriegswidersprüche« wie die Tatsache, dass auch Humanisten und Pazifisten »damals freudig zur Waffe griffen«, ¹² ins Zentrum seiner Ausführungen und stellte zudem die Frage, was denn die Wissenschaft dazu beitragen könne, »sollen der Zukunft Ausbrüche und Zusammenbrüche ähnlicher Art erspart bleiben«. ¹³

Hirschfeld selbst hatte die nationale Euphorie im August 1914, die, wie heute durch verschiedene Studien belegt ist, keineswegs so umfassend war, wie dies lange Zeit erinnert wurde, ¹⁴ nur mittelbar miterlebt. Das meiste davon muss er nachträglichen Erzählungen und nachgeholter Lektüre von Zeitungsberichten entnommen haben. Wie das WhK Anfang 1915 mitteilte, hatte Hirschfeld zu Kriegsbeginn an einer »schweren fieberhaften Erkrankung« gelitten, »die ihn zwei Monate ans Bett fesselte und längere Zeit in ernstliche Lebensgefahr brachte. Sobald aber die Krankheit [...] behoben war, zögerte er nicht, sich umso intensiver zeitgemäßem Schaffen zu widmen«. ¹⁵ Dennoch hinterfragte Hirschfeld ein Jahr später vor dem BfMS auch sich selbst und seine eigene Rolle in den ersten Kriegsmonaten.

Der Titel eines 1915 gehaltenen Vortrages – *Kriegspsychologisches* – war wohl nicht zufällig gewählt: Ende 1914 war einer seiner ersten Beiträge zu »zeitgemäßem Schaffen« die »kriegspsychologische Untersuchung« *Warum hassen uns die Völker?* gewesen, ein Vortrag, den er erstmals am 20. November 1914 im Rahmen einer »Kriegs-Vorträge«-Reihe im Theater an der Weidendammer Brücke vorgestellt hatte. Beim Verlag Marcus & Weber Anfang 1915 auch als Kurzmonographie veröffentlicht und offenbar an

9 Vgl. zur Tagung Nowacki, Bund für Mutterschutz, 87f.

10 Magnus Hirschfeld, *Kriegspsychologisches*, Bonn 1916.

11 Ebd., 11.

12 Ebd.

13 Ebd., 7.

14 Wichtig für die Revision des Mythos von einer umfassenden »Kriegsbegeisterung« waren in den 1990er Jahren entstandene Arbeiten, die gezeigt haben, dass das Phänomen im Wesentlichen auf bürgerlich-akademische Kreise und einige Groß- und Universitätsstädte beschränkt war. Darüber hinaus weiterführend war v.a. Jeffrey Verhey, *Der »Geist von 1914«* und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000; die Forschungsdiskussion findet sich eingehend rekapituliert bei Steffen Bruendel, 100 Jahre »Augusterlebnis«. Deutungskonjunkturen eines historischen Phänomens, in: Nils Löffelbein/Silke Fehlemann/Christoph Cornelißen (Hg.), *Europa 1914. Wege ins Unbekannte*, Paderborn u.a. 2016, 193–218.

15 »Aus der Kriegszeit«, in: VBWhK 15, 1915, 3–35, hier 28.

verschiedene Repräsentanten der wilhelminischen Herrschaftseliten verschickt,¹⁶ hatte Hirschfeld dort als »Naturforscher«¹⁷ über den August 1914 gesprochen.

Den Kriegsbeginn hatte er in emphatischen Worten begrüßt. Mit diesem Krieg sei offenkundig geworden, wie sehr sich das »Vaterland als *kulturschaffende Gemeinschaft*, als geistiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt, als die »starke Wurzel unserer Kraft« bewährt habe, mehr noch: die Nation »sich als viel stärkeres Band erwiesen [hat] als alles, was sonst die Menschen *eint*«. ¹⁸ Es hätten

»viele Deutsche selbst über ihre Landsleute umlernen müssen, als sie bei Kriegsausbruch wahrnahmen, wie alle Kreise, ausnahmslos von gleichem Pflichtgefühl und gleicher Freudigkeit beseelt, ihr Bestes zu opfern bereit waren. Da wurden namentlich jene Pessimisten eines Besseren belehrt, die über den Verfall, die *Entartung* und *Entnerbung* des deutschen Volkes gezetert hatten, das sie jetzt in so urgesunder Vollkraft, so unübertroffen an körperlicher und geistiger Leistungs- und Widerstandsfähigkeit, an aktivem und passivem Heroismus erblickten.«¹⁹

Die Analyse der Weltkriegsursachen, so hatte er weiter ausgeführt, müsse »volkpsychologisch« betrieben werden, denn dieser Krieg sei das Ergebnis eines im europäischen Ausland seit Jahren systematisch geschürten »gewaltigen *Deutschenhaß[es]*«, ²⁰ der die im Ausland lebenden Landsleute nicht unvorbereitet getroffen habe: »Mit Bangen«, so Hirschfeld, habe man dort bereits »das Ungeheure langsam heranwölben« sehen. ²¹ Denn es sei »die ausländische Presse gewesen, die seit langem die giftige Saat ausstreute, deren bittere Frucht die Völker nun ernten«. ²² Den Ursprung dieser Propaganda hatte Hirschfeld in London lokalisiert: Es seien der englische König Edward VII. und dessen »Testamentsvollstrecker« gewesen – Hirschfeld nannte die Minister Winston Churchill und Edward Grey –, die in der Welt eine Reihe von antideutschen »psychischen Epidemien« planvoll hätten grassieren lassen. Der Krieg habe allein deshalb nicht verhindert werden können, weil »Geradheit und Aufrichtigkeit des deutschen Charakters« der »englischen Heuchelei« und Hass-Propaganda von Anfang an nicht gewachsen gewesen seien. ²³ Als bezeichnend nannte er die alliierte Propaganda über die deutschen Gräueltaten beim Vormarsch der deutschen Armee durch Belgien und Nordfrankreich: »Von wem diese Schauermärchen ausgingen? Ich brauche es wohl kaum zu sagen«. ²⁴

16 Magnus Hirschfeld, Warum hassen uns die Völker? Eine kriegspsychologische Betrachtung, Bonn 1915. Überliefert ist ein Antwortschreiben des Königlichen Staatsministeriums des Äußeren in München, das auf die Versendung der Broschüre an den bayerischen König Ludwig II. reagierte. Abgedr. in Wolff, Hirschfeld, 162.

17 Hirschfeld, Völker, 3.

18 Ebd., 42.

19 Ebd., 39.

20 Ebd., 3.

21 Ebd., 6.

22 Ebd.

23 Ebd., 11. Zum Feindbild England z.B. Becker/Krumeich, Krieg, 110f.

24 Hirschfeld, Völker, 12.

Ein knappes halbes Jahr darauf hörte das Publikum im Berliner Architektenhaus einen von nationaler Überlegenheits- und moralischer Rechtfertigungsrhetorik deutlich abgerückten Redner. In Kriegen, so führte Hirschfeld nun aus, verlören unabhängig von der Frage der Kriegspartei Kategorien wie moralische Superiorität weithin ihre Geltung: »Im Kriege waltet die Gewalt, das Ungesetzliche wird zum Gesetz erhoben, Lüge ist von List, List von Hinterlist, Tötung von Tapferkeit nicht mehr zu unterscheiden.«²⁵ Die Frage »Warum hassen uns die Völker?« tauchte 1915 in seinem Vortrag *Kriegspsychologisches* nicht mehr auf. Und auch wenn der Berliner Sexualforscher, der noch 1916 den »uneingeschränkten U-Boot-Krieg« gegen Kritik rechtfertigen sollte,²⁶ im Ersten Weltkrieg gewiss nicht zum bedingungslosen Pazifisten wurde, so sprach er nun bereits bei der Benennung der Kriegsursachen keineswegs mehr von »Völkerpsychologie«, sondern tastete die Psychostruktur des Menschen nach ihren primitiven, aggressiven und atavistischen Facetten ab.²⁷

Das alles waren Korrekturen, die zwar ohne eine direkte Selbstkritik vorgetragen wurden, aber nicht nur den Humanisten,²⁸ sondern auch den Sexualforscher wieder erkennbar werden lassen sollten: Womöglich gebe es, meinte er, verborgene Parallelen zwischen einem sexuellen »Periodengesetz« und einem »rhythmischen Weltgesetz« von Kriegs- und Friedenszeiten. »Im sexuellen Leben«, so Hirschfeld, »spielt dieser auf- und abfallende Rhythmus gleichfalls eine große Rolle, sowohl in der körperlichen Periodizität, als in dem Erobern wollen und Zufriedensein der Seelen.«²⁹ Mit dieser axiomatischen Zyklenthese, die Kriege in die Nähe von Naturgesetzen und damit unvermeidbaren Naturkatastrophen rückte, wick er der Frage nach der Rolle der Deutschen am Kriegsausbruch zwar erneut aus und ersetzte die zuvor auf das Ausland abgewälzte Kriegsschuld nun durch eine Unschuld aller am Krieg beteiligten Nationen. Zugleich aber suchte Hirschfeld damit den Blick auf die Antriebskräfte zu lenken, die zu Kriegen führten, und ebenso auf die Rausch- und Reizzustände, die diese in Gang hielten: Die entscheidende Frage sei »[n]icht wer, sondern was schuld ist.«³⁰ Anknüpfend daran schlug er einen ganzen Katalog von offenkundig sexualwissenschaftlich zu beantwortenden Fragen auf: Hirschfeld kam vor allem auf die Dynamiken kriegereischer Ereignisse zu sprechen, auf den »Kampfesrausch«, den »Gemeinschaftsrausch«, den »Blut- und Zerstörungstaumel« und anderes mehr.³¹

Der Entstehungskontext dieser beiden in ihrer Argumentationsweise und Stoßrichtung in vielen Punkten diametral zueinander stehenden Kriegsschriften hat die Hirschfeld-Forschung bereits wiederholt beschäftigt.³² Häufig wurden die Revisionen im *Kriegspsychologisches*-Vortrag auf die Überzeugungsarbeit aus seinem engsten Umfeld zurückgeführt, so insbesondere auf den intellektuellen Einfluss des Pazifisten Kurt

25 Hirschfeld, *Kriegspsychologie*, 20.

26 Vgl. Dubout, Richter, 443.

27 Vgl. u.a. Hirschfeld, *Kriegspsychologisches*, 3.

28 Das zeigen auch Hirschfelds Korrespondenzen aus dieser Zeit. Vgl. Mildenerberger, *Monismus*, 92f.; Nowacki, *Bund für Mutterschutz*, 87f.

29 Hirschfeld, *Kriegspsychologisches*, 27f. (Hervorh. i. Orig.).

30 Ebd., 7.

31 Hirschfeld, *Kriegspsychologisches*, 18ff.; vgl. dazu auch Schlüter, »Besserung«, 198f.

32 Becker, *Tragik; Große, Patriotismus und Kosmopolitismus; Schlüter, »Besserung«.*

Hiller und auf Helene Stöcker. Beide hatten den Berliner Sexualforscher an der Jahreswende 1914/15 wohl auch zum Beitritt in den wegen seiner kriegskritischen Haltung 1916 auf Antrag der Obersten Heeresleitung (OHL) verbotenen »Bund Neues Vaterland« bewogen.³³ Allerdings, so die Hirschfeld-Biographin Charlotte Wolff, lasse sich in dem kriegsbejahenden Chauvinismus der Schrift *Warum hassen uns die Völker?* eine so deutliche Verkehrung grundlegender politischer Überzeugungen Hirschfelds feststellen, dass diese frühe Kriegsschrift in erster Linie als Ausdruck eines gleichermaßen taktischen wie an Paranoia grenzenden Absicherungsversuchs einzuschätzen sei. Es sei, argumentiert Wolff, Hirschfeld eigentlich darum gegangen, die Aufrechterhaltung der Tätigkeiten für das WhK nicht zu gefährden.³⁴ Weniger taktische Beweggründe führt dagegen Sophinette Becker an und sieht in *Warum hassen uns die Völker?* vor allem »den verzweifelten Versuch eines assimilierten, reaktiv überidentifizierten deutschen Juden, dazuzugehören«.³⁵ Die bald darauf erfolgte Wendung zu wieder stärker pazifistischen Positionen sei entscheidend, so vermutet sie, von Hirschfelds Konfrontation mit der Wirklichkeit dieses Krieges geprägt gewesen, von Begegnungen mit verwundeten Soldaten, die er als Arzt des Deutschen Roten Kreuzes behandelt hatte.³⁶

Allerdings weist Becker zu Recht darauf hin, dass Hirschfelds Schrift *Warum hassen uns die Völker?* zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung in ihrem ganzen Tenor alles andere als eine publizistische Besonderheit darstellte. Bekanntlich war der Ausbruch des Weltkriegs überall in Europa mit einer weitgreifenden »Selbstmobilisierung« von Wissenschaftlern hinter die Fahne ihres jeweiligen Landes verbunden gewesen. Praktisch über Nacht brachen die internationalen Kontakte ab. Im Herbst 1914 traten vor allem die englischen und deutschen Gelehrten in einen gegeneinander geführten »Krieg der Geister«.³⁷ Hirschfelds polemische Spitzen gegen die politischen Eliten Großbritanniens fügten sich hier nahtlos ein: Die Bereitwilligkeit weiter Teile der deutschen Eliten, im Vereinigten Königreich den eigentlichen Hauptgegner zu erblicken, hing mit dem für viele überraschend erfolgten Kriegseintritt Englands an der Seite der Entente-Mächte zusammen und löste einen Sturm der Entrüstung aus. Die Wut darüber wurde in einer regelrechten Publikationsflut von Hasspamphleten artikuliert, wobei sich der Konflikt vor allem an Belgien entzündete, dessen Neutralität das Deutsche Reich infolge des Durchmarsches nach dem modifizierten Schlieffenplan völkerrechtswidrig

33 Vgl. Dose, *Origins*, 46f.; *Große, Patriotismus und Kosmopolitismus*, 352f.; Herzer, Magnus Hirschfeld, 57; Wolff, Hirschfeld, 139. Zur Gründung und den Aktivitäten siehe Thomas de Padova, Allein gegen die Schwerkraft. Einstein 1914–1918, aktual. Taschenbuchausg., München/Berlin 2017, 158f.

34 So Wolff, Hirschfeld, 160ff.

35 Becker, *Tragik*, 210; ähnlich *Große, Patriotismus und Kosmopolitismus*, 349; ähnlich Tilman Walter: Mit seinen frühen Kriegsschriften würde Hirschfeld »fast idealtypisch das akkulturierte Judentum im Kaiserreich« repräsentieren. *Ders., Wissenschaftliche Debatten über Sexualität*, in: Claudia Bruns/Tilman Walter (Hg.), *Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität*, Köln u.a. 2004, 129–174, hier 144.

36 In diese Richtung auch Crouthamel, *Intimate History*, 128; Schlüter, »Besserung«, 197f.

37 Kurt Flasch, *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch*, Berlin 2000; Wolfgang J. Mommsen (Hg.), *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996; Uwe Schneider/Andreas Schumann (Hg.), *Krieg der Geister. Erster Weltkrieg und literarische Moderne*, Würzburg 2000.

verletzt hatte. Parallel und im Nachspiel zu den Kämpfen im September 1914 fand eine bis dahin in der Geschichte des modernen Krieges neuartige Propagandaschlacht um moralische Überlegenheit und nationale Rechtfertigung statt. Der von Gewaltexzessen gegen die belgische Zivilbevölkerung geprägte Vormarsch wurde von alliierter Seite mit zahllosen Meldungen über deutsche Kriegsgräueltaten – Massaker, Vergewaltigungen und willkürlicher Gewalt – begleitet und propagandistisch als Beweis für die »deutsche Barbarei« herangezogen.³⁸ Das bereits erwähnte, auf die alliierten Berichte über deutsche Kriegsverbrechen reagierende *Manifest der 93* sollte mit seiner schnell berühmt-berüchtigt gewordenen, sechsfach wiederholten Formel »Es ist nicht wahr« noch bis weit in die 1920er Jahre hinein dem Ansehen deutscher Wissenschaftler im Ausland zusetzen. Es war von mehreren der Sexualwissenschaft nahestehenden Gelehrten wie Albert Neisser, Reinhold Seeberg oder Ernst Haeckel mitunterzeichnet worden.³⁹

Was in diesen Gelehrtenmanifesten immer mitschwang, war der Vorwurf einer quasi naturgegebenen britischen »Heuchelei«. Denn der Kriegseintritt Englands schien alldahin als ein letzter Beleg für die schon in den Vorkriegsjahren in vielen Köpfen in Deutschland vorherrschende Vorstellung einer sukzessiven »Einkreisung« des Kaiserreichs zu sein.⁴⁰ Diese Wahrnehmung von einer zunehmenden »Deutschfeindlichkeit« der europäischen Großmächte hatte Hirschfeld allerdings bereits vor 1914 geteilt. So wollte ihm, wie er sich zehn Jahre später erinnerte, 1913 auf einem in London tagenden Ärztekongress eine demonstrative »Kälte« gegenüber den anwesenden deutschen Ärzten aufgefallen sein. Den Auftritt des von ihm nach Kriegsausbruch als »Drahtzieher« der angeblich konzertiert inszenierten antideutschen Stimmungen im Ausland verantwortlich gemachten Edward Grey habe er als düstere Vorwarnung erlebt.⁴¹ Als »nachdenklicher Beobachter« habe er »Anzeichen bemerken und Stimmungen verspüren« können, ein »negativistische[s] Stimmungsfluidum« und eine »Mißtrauenssugges-

38 John Horne/Alan Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004.

39 Vgl. Jürgen und Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Der Aufruf »An die Kulturwelt!«*. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. Mit einer Dokumentation, Stuttgart 1996. Zur Wahrnehmung von Wissenschaftlern aus den neutral gebliebenen und den Entente-Ländern ausführlich ebd., 81–104; Jürgen von Ungern-Sternberg, *Wissenschaftler*, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 167–176, hier 173–175; Anne Rasmussen, *Mobilising minds*, in: Jay Winter (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 3: *Civil Society*, Cambridge 2014, 390–417, hier 397–400. Unter den Aushängeschildern der deutschen Wissenschaft, die ihre Unterschrift unter dieses Dokument setzten, befanden sich weitere in der Sexualforschung engagierte Gelehrte wie Wilhelm Wundt, Franz von Liszt oder Reinhold Seeberg, Letzterer zugleich 1914 stellvertretender Vorsitzender der InGeSe, der kurz darauf mit der nach ihm benannten, mit weitgreifenden »Kriegszielen« aufwartenden »Adresse« von sich reden machte. Zur »Seeberg-Adresse« vgl. Klaus Böhme, *Einleitung*, in: ders. (Hg.), *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg*, 2. Aufl., Stuttgart 2014, 3–43, hier 19; die »Adresse« abgedr. in: ebd., 125–135.

40 Vgl. Michael Jeismann, *Propaganda*, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 198–209, hier 200f.

41 So erneuerte er diese Bemerkung 1922, als er schrieb, schon auf diesem Kongress wäre ihm aufgefallen, wie Grey die Ärzteversammlung nicht »in der Hauptstadt Großbritanniens, sondern in der Metropole des sich über alle Erdteile erstreckenden britischen Weltreichs« begrüßt hätte. Hirschfeld, *Einst*, 182.

tion«, die »für Deutschland« jedenfalls nichts Gutes versprochen hätten.⁴² Hirschfelds frühe Propagandaschrift, die mit den nationalistisch-sittlichen Kategorien »englische Heuchelei« versus »deutsche Geradlinigkeit« arbeitete, den Engländern einen ebenso typischen wie »methodischen Gebrauch« im Streuen von Gräuelpergungen vorwarf und im selben Zug an einer moralischen Überlegenheit der deutschen Seite keinen Zweifel lassen wollte,⁴³ war insofern wohl auch nicht allein ein typisches Beispiel für die immense intellektuelle Sogwirkung der allgemeinen Stimmung im und nach dem August 1914, sondern auch Ausweis sehr viel tiefer liegender Ängste und Ressentiments.

Bemerkenswert erscheint diese erste Kriegsschrift Hirschfelds erst aus einer anderen Perspektive, nämlich im Vergleich mit anderen Wortmeldungen von Sexualwissenschaftlern zum Kriegsausbruch. Hatte Hirschfeld in seiner mehr dem politischen Feuilleton denn einer wissenschaftlichen Abhandlung angelehnten Schrift nicht direkt als Sexualforscher, sondern allgemein als Gelehrter argumentiert, hielt Iwan Bloch auf der Hauptversammlung der ÄGeSe am 22. Januar 1915 eine Rede, in der er unmittelbar als sexualwissenschaftlicher Kriegsursachenforscher auftrat. Hier führte Bloch aus, wie sehr bei der wissenschaftlichen Identifizierung kriegsauslösender Faktoren dem Fach eine »Existenzberechtigung« im Krieg zukomme, weil »eine der schändlichsten, aber sehr häufigen Ursachen des Krieges in ihrer Wurzel auf sexuelle Dinge«⁴⁴ zurückzuführen sei. Fachvertretern komme die Aufgabe zu, die »sexualpsychische Konstitution« der am Krieg beteiligten Nationen zu analysieren. Dabei verwies Bloch darauf, er selbst habe bereits vor dem Krieg zwei relevante Untersuchungen zum Thema vorgelegt: mit Blick auf die Briten die zwischen 1901 und 1903 in drei Bänden erschienene Studie *Das Geschlechtsleben in England mit besonderer Beziehung zu London*, ferner bezogen auf die Franzosen eine bereits im Jahr 1900 publizierte sittenhistorische Arbeit über den Marquis de Sade.⁴⁵ Auf der Grundlage der dabei erzielten Erkenntnisse ließen sich sowohl Schlüsse über die Verursachung des Weltkriegs als auch auf die tieferen psychologischen Momente der alliierten Propaganda deutsche Kriegsverbrechen ziehen:

»Wenn man [...] sexualpsychologisch die kämpfenden Völker miteinander vergleicht – und dieser Gesichtspunkt ist allein maßgebend für die Beurteilung der sogenannten ›Kriegsgruel‹ –, dann kann man sagen, daß der Dreiverband allen Grund hätte, eine solche sexualpsychologische Charakteristik zu scheuen. Es ist gewiß kein Zufall, daß das Vorbild des ›Ritter Blaubart‹, der Marschall Gilles de Rais, und später der Marquis

42 Ebd., 182 u. 183. Einzelne Formulierungen waren aus seinem ersten Kriegspamphlet von 1914 übernommen. Siehe Hirschfeld, *Völker*, 37. Zu der mit Beginn der deutschen Flottenrüstung tatsächlich einsetzenden, zunehmend von Invasionsangst geprägten Bedrohungswahrnehmung Deutschlands in England vgl. Blom, *Kontinent*, 209–212; Lauritz Wichmann, »The Hun is at the gate«. Der Wandel nationaler Stereotypisierungen vor 1914, in: Jürgen Angelow/Johannes Großmann (Hg.), *Wandel, Umbruch, Absturz. Perspektiven auf das Jahr 1914*, Stuttgart 2014, 178–195, hier 182ff.

43 Hirschfeld, *Völker*, 11.

44 Iwan Bloch, [Ausführungen zu Burchard, Sexuelle Kriegsfragen], in: Heinrich Koerber, [Sitzungsbericht] Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin. Hauptversammlung und Vortragssitzung vom 22. Januar 1915, in: ZfS 1, 1914/15, 431–438, hier 434.

45 Er bezog sich auf: Eugen Dühren [d. i. Iwan Bloch], *Englische Sittengeschichte*, 2., rev. Aufl., Berlin 1912 (EA 1901/03); ders., *Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts*, Berlin/Leipzig 1900.

de Sade, also die beiden Urtypen des Sadismus, Franzosen waren! Es ist ferner kein Zufall, daß England von jeher als Land des sexuellen Flagellantismus verrufen war, und endlich kein Zufall, daß Rußland bis heute das Land der Knute, der sibirischen Creuel und der [sic!] Pogroms gewesen ist und noch ist.«⁴⁶

Mit den Mitteln der Sexualforschung sei es überdies möglich, jene politisch entscheidenden Persönlichkeiten aus den Entente-Ländern angemessen zu beurteilen, die diesen Krieg systematisch vorbereitet hätten. Bloch griff sich dabei – wie schon Hirschfeld – den englischen König Edward VII. heraus und gelangte zu einem der jeweiligen »Volkspsyche« angeblich eingelagerten Ergebnis. Edward war zwar schon 1910 verstorben, lieferte aber wohl deshalb eine dankbare Vorlage für eine »sexualpsychologische« Kriegsursachenanalyse, als dessen Österreich-Reise im Jahr 1908 die »Einkreisungs-« Ängste in Deutschland befeuert hatte. Zudem war Edward VII. von jeher von deutschen Witzblättern stets »mit einer enormen Zigarre im Munde« karikiert worden, da man ihm außereheliche Affären nachsagte.⁴⁷ Ihn zum Gegenstand einer sexualwissenschaftlichen Studie zu machen, bezeichnete Bloch denn auch als ein lohnenswertes Unterfangen: »Deutlicher als irgendwo spiegeln sich in der Sexualpsyche die drei Grundzüge des englischen Wesens wider: die Herrschsucht, die Brutalität, und last not least die Heuchelei.«⁴⁸ Nur folgerichtig war es da, wenn Blochs Verlag im Januar 1915 eine Neuauflage seiner England-Trilogie als »Hochaktuell!« bewarb.⁴⁹

An der Jahreswende 1914/15 fügten sich Blochs Äußerungen in eine sich damals strukturell formierende kriegsideologische Agitation der deutschen Sexualwissenschaft ein. Aus dieser Kriegsphase lassen sich etliche vergleichbare, durchgehend »völkerpsychologisch« argumentierende Propagandaschriften von führenden Fachvertretern anführen – von Leopold Löwenfeld, der Ende 1914 gegen den »National-Charakter der Franzosen und seine krankhaften Auswüchse in ihren Beziehungen zum Weltkrieg«⁵⁰ eine Broschüre verfasste, über Albert Eulenburg, der die zu Kriegsbeginn »mit gewohnter deutscher Gründlichkeit« durchgeführte Prüfung »unserer eigenen Volksseele« lobte, dessen »glänzendes Zeugnis« überhaupt erst zur objektiven Beschäftigung mit der »Psychologie unserer Gegner« berechtigte,⁵¹ bis zu Wilhelm Stekel, der noch 1916 meinte,

46 Bloch, Ausführungen, 437.

47 Vgl. Johannes Paulmann, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*, Paderborn u.a. 2000, 186; [Adolf] S[chmiede]r, Art. »Eduard VII. von England«, in: BL 2, 326 (obiges Zitat ebd.).

48 Bloch, Ausführungen, 437.

49 Anzeige in: *Sexualreform* 11, 1915, 11.

50 Leopold Löwenfeld, *Der National-Charakter der Franzosen und seine krankhaften Auswüchse* (Die Psychopathia gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg, Wiesbaden 1914. Vgl. zur Anbindung an die nach innen gerichteten »Willens«-Ideologeme der Kriegspsychoiatrie Bernd Ulrich, *Krieg der Nerven, Krieg des Willens*, in: Werber/Kaufmann/Koch (Hg.), *Erster Weltkrieg*, 232–258, hier 245; siehe exemplarisch für die sexuelle Pathologisierung des Kriegsgegners auch Reinhold Gerling, *Russische Grausamkeit in Kriegführung, Sitten-, Familien- und Rechtsleben, Oranienburg* [1915].

51 Zit. bei Michael Jeismann, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbild und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*, Stuttgart 1992, 337f.

in diesem Krieg stelle Deutschland »die Gesundheit im Kampf mit der Krankheit dar.«⁵² Selbst der in der Vorkriegszeit von Zensureingriffen und öffentlicher Diffamierung so unbeeindruckbare Wiener Sexualethnologe Friedrich S. Krauß sprach nun, anspielend auf das Attentat auf Franz Ferdinand und dessen Frau in Sarajewo, davon, seine ethno-psychoanalytischen Forschungen über die Slawen seien von Anfang an »einfach aus Patriotismus« unternommen worden und hätten, wie sich nun zeige, geradezu prophetischen Charakter gehabt. Allein diesen Zweck hätten aber schon damals seine Studien verfolgt, nämlich mit wissenschaftlichen Mitteln vor der Unberechenbarkeit gefährlicher Barbaren frühzeitig zu warnen.⁵³ Im Oktober 1914 verfasste Krauß als Reaktion auf Berichte über deutsche Gräueltaten einen »Aufruf zur Würde«, in dem es hieß, dass mit dem »in der fremdländischen Presse [...] [geführten] Feldzug der Lüge und Verleumdung [...] der heilige Kampf der deutschen Waffen gegen den Überfall der verbündeten Russen, Engländer, Franzosen und Japanesen um Recht und Würde gebracht« werde.⁵⁴

Diesen kriegsideologischen Versatzstücken die empirischen Belege zu verschaffen, fiel in den Kriegsjahren vor allem Vertretern aus der zweiten sexualwissenschaftlichen Reihe zu. Den Auftakt dazu markierte ein Ende Oktober 1914 durch den Psychiater Robert Gaupp auf einer kriegsmedizinischen Veranstaltung der Universität Tübingen bekannt gegebener und sogleich in der »Feldärztlichen Beilage« der »Münchener medizinischen Wochenschrift« publizierter Fund zweier Gips-Phalli aus den Feldtornistern von französischen Soldaten. Dies löste eine von zahlreichen Ärzten, Psychologen und Sexualforschern angeheizte Debatte darüber aus, was diese Entdeckung über die Sexualkultur Frankreichs auszusagen habe, zumal es für undenkbar erklärt wurde, dass man Derartiges in der Ausrüstung von deutschen Soldaten finden könne.⁵⁵

Tatsächlich sollte im Laufe des Krieges kaum ein Untersuchungsfeld ausgespart bleiben, an dem von deutschen Sexualforschern nicht »belegt« worden wäre, dass die Deutschen von keinem Volk auf der Welt an sittlich-sexueller Reinheit überboten werden könnten. Selbst bei der Produktion pornographischer Erzeugnisse agierten sie in diesem Krieg vorbildlich, wie aus einer noch 1917 in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« erschienenen Abhandlung von Ernst Ulitzsch hervorgeht. Der Verfasser, der sich zum Beleg einer gesunden Sexualveranlagung der Deutschen angeschaut haben wollte, welche pornographischen Filme in den am Krieg beteiligten Nationen konsumiert würden, gelangte zu dem der jeweiligen »Volkspsyche« eingelagerten Ergebnis:

»Die französischen Filme fallen durch vielfache Wiedergabe der Entleerungsakte und durch breite Darstellung der präparatorischen Handlungen auf. Der Koitus selbst kommt oftmals nicht zur Darstellung. Die von Angelsachsen angefertigten Filme,

52 Wilhelm Stekel, *Unser Seelenleben im Kriege. Psychologische Betrachtungen eines Nervenarztes*, Berlin 1916, 31.

53 Zit. nach Burt, *Biographie*, 105. Vgl. dazu auch ebd., 99.

54 Ebd., 105.

55 Vgl. Kurt Boas, *Sexualpathologisches aus dem Europäischen Weltkriege 1914/15*, in: *Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik* 64, 1915, 64–70, hier 69f. Noch in der späten Phase des Krieges sollte die »Tornister-Geschichte« von Sexologen aufgegriffen werden. Siehe etwa Gaston Vorberg, *Das Geschlechtsleben im Kriege. Zeitgemäße Betrachtungen*, München 1918, 8.

die meist in Südafrika und Indien zur Vorführung kommen, bevorzugen Flagellations- und Begattungsakte der Tiere, auch den Geschlechtsverkehr von Menschen mit Tieren. Die deutschen beschränken sich gewöhnlich auf eine gut durchgeführte Koitusszene, wobei auf eine forschende Erledigung viel Wert gelegt wird.«⁵⁶

Vor diesem Hintergrund lassen sich bereits in Hirschfelds erster Kriegsschrift signifikante Abweichungen feststellen. Wie auch bei Bloch, Krauß und anderen suchte zwar auch er eine wissenschaftliche Fundierung seiner »völkerpsychologischen« Argumentationen mit Verweisen auf geleistete Vorkriegsforschungen herauszuarbeiten. Er wendete dies jedoch in Richtungen, aus denen erkennbar wird, wie im Subtext weiterhin der Sexualreformer Hirschfeld agierte. Wenn es dort hieß, durch den August 1914 würden nun all diejenigen endlich »eines besseren gelehrt werden«, die jahrelang über den sittlichen Verfall und eine zunehmende »Degenerierung« in Deutschland geklagt hatten, so führte er Kriegsbegeisterung und Mobilisierungsbereitschaft nun ins Feld, um dies als schlagenden Beweis für einen seiner zentralen als Sexualwissenschaftler verfochtenen Standpunkte heranzuziehen. Jetzt, bei dieser bei allen Deutschen unübersehbar feststellbaren »gesunden Opferfreudigkeit« – das ging natürlich an die Adresse seiner konservativen und »sittlichkeitsbewegten« Gegner der Vorkriegsjahre – müsse doch jedem klar werden, dass die Homosexuellen, denen wie kaum einer anderen gesellschaftlichen Gruppe der Stempel einer für eine »Entartung« und »Degeneration« der »Nation« ebenso signifikanten wie verantwortlichen Erscheinung aufgedrückt worden war, nicht als »Volksschädlinge« gelten könnten, wo sich doch jetzt zeige, wie »gesund« der deutsche »Volkskörper« in Wahrheit sei.⁵⁷ Damit machte sich Hirschfeld im Krieg implizit eine Sichtweise zu eigen, die von deutschen Medizinern im Kontext des Degenerationsdiskurses zu Kriegsbeginn allgemein bedient wurde. Denn wenngleich die hierauf bezogenen Untergangsszenarien der Vorkriegszeit noch präsent waren, wurde der Krieg nun oftmals nicht mehr »als Bestätigung einer tatsächlichen Unterlegenheit der qualitativ absteigenden deutschen Nation« perzipiert, sondern, im Gegenteil, »als Widerlegung des wirkmächtigen Degenerationskonzeptes«.⁵⁸

Ein Unterschied zu den Stellungnahmen Blochs und anderer bestand jedoch darin, dass Hirschfeld damit zwar einerseits der deutschen Kriegspropaganda zuarbeitete, er diese jedoch zugleich in den Dienst seiner sexualwissenschaftlichen Thesen und sexualpolitischen Interessen zu stellen verstand. Bemerkenswerterweise schaffte er das auch, ohne zugleich denjenigen das Wort zu reden, die einer sexuellen Dämonisierung

56 Ernst Ulitzsch, Die Erotik im Film, in: ZfS 3, 1916/17, 431–438, hier 438. Exemplarisch für diese noch in der Spätphase des Krieges bediente ideologische Folie ebenso Richard Herberich, Das sexual-psychopathologische Moment in den »images vengeresses« der Franzosen und Italiener, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 12, 1917, 386–394.

57 Siehe an Hirschfelds Vorkriegsäußerungen dazu u.a. Bruns, Politik des Eros, 171.

58 Susanne Michl, Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2007, 65.

der Entente-Länder zuarbeiteten.⁵⁹ Auch pflichtete er nicht jenen Gelehrten bei, die sich vom Krieg selbst eine gegenüber den »Entartungen« der Vorkriegskultur heilbringende Wirkung versprochen.⁶⁰ Was Letzteres betrifft, war es ein Sexualwissenschaftler aus seinem engsten Umfeld gewesen, der eines der berühmtesten Schlagworte vom salutogenen Krieg prägen sollte: nämlich das Wort vom Krieg als einem »Stahlbad der Nerven«. In dem vielgelesenen Wissenschaftsjournal »Die Umschau« hatte sich der 74-jährige Albert Eulenburg im Januar 1915 »als Augenzeuge und Teilnehmer dreier Feldzüge« zu Wort gemeldet und die Prognose abgegeben, dass für die Masse junger Männer

»der Krieg mit der Gesamtheit seiner körperlichen und seelischen Einwirkungen als ein mit fast allmächtiger Heilkraft ausgerüstetes Stahlbad anzusehen ist, als eine Reinigungs-, Abhärtungs- und Verjüngungskur für die im Staub langer Friedensjahre und einformiger Berufstätigkeit verdorrenden und verschmachten Nerven«.⁶¹

Ohne den Vorsitzenden der ÄGeSe oder andere Persönlichkeiten aus seinem sexualreformerischen Umfeld, die dieses Schlagwort ebenfalls affirmativ aufgriffen – Ernst Burchard beispielsweise oder Henriette Fürth⁶² –, beim Namen zu nennen, wandte sich Hirschfeld öffentlich gegen jene »Lobredner des Krieges«, die das Kampfgeschehen »als Stahlbad, ein Jungbrunnen für ein Volk« bezeichneten oder »als segensreichen Reinigungs- und Läuterungsprozeß«⁶³ begrüßt hatten. Dem Imaginarium des »Jungbrunnens« Krieg hielt er im Gegenteil – und zu einem frühen Zeitpunkt – die Erfahrungen der Frontsoldaten selbst entgegen. Bereits in seinem Vortrag *Kriegspsychologisches* schrieb er darüber, er habe

»bei der feierlichen Ankunft deutscher Schwerverwundeter aus russischer und sibirischer Gefangenschaft einen Begrüßungsredner diesen Standpunkt [vom ›Stahlbad‹] vertreten [gehört]; er schien bei den wackeren Kriegeren, unter denen mancher die Heimat blind begrüßte, wenig Anklang zu finden.«⁶⁴

Keine Erklärung dagegen lieferte die Revisionsschrift von 1915 für seine eigenen »Ausbrüche und Zusammenbrüche« zu Kriegsbeginn und diejenigen seiner sexualwissen-

59 Hierzu finden sich, im Gegenteil, bei Hirschfeld schon in der Frühphase des Krieges Bemerkungen, die sich als eine Kritik an dieser kriegsideologischen Agitation verstehen lassen. Siehe [Magnus Hirschfeld], Das W.-h. Komitee zur Kriegszeit, in: VbWhK 15, 1915, 3–35, hier 12. Hirschfeld schrieb zudem, dass für Kriegszeiten eine solche Form einer auf andere Völker oder Nationen zielenden Zuschreibung sexuell herabsetzender Wesenhaftigkeit vielfach belegt sei. Vgl. Hirschfeld, Homosexualität, 21f.; späterhin auch GK II, 636–644.

60 Vgl. Verhey, »Geist von 1914«, 212–216.

61 Albert Eulenburg, »Kriegsnervosität«, in: Die Umschau 19, 1915, 1–3, hier 1. Offenbar geht die ›Urheberschaft‹ dieses anschließend von vielen Ärzten und auch Psychoanalytikern, in der Weimarer Republik dann vor allem von Militaristen aufgegriffenen Topos vom Krieg als »Stahlbad der Nerven« tatsächlich auf den Sexualforscher zurück. Vgl. Joachim Radkau, Das Stahlbad als Nervenkur? Nervöse Ursprünge des Ersten Weltkrieges, in: Newsletter des Arbeitskreises Militärgeschichte, Oktober 1999, 6–8; Hans-Georg Hofer, Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920), Wien u.a. 2004, 201 u. 216ff.

62 Vgl. Katie Sutton, Sexual Pathologies, 208f.

63 Hirschfeld, Kriegspsychologisches, 3 u. 32.

64 Ebd., 3 (Hervorheb. im Orig.).

schaftlichen Kollegen. Ein mit Hirschfelds frühen Kriegsschriften vergleichbarer »Subtext« ist bei ihnen nicht feststellbar. Überhaupt wies das kriegsnationalistische Agitationsmuster, sieht man vom sexualpsychologischen Variationscharakter ab, keine im Vergleich mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen ins Auge stechenden Besonderheiten auf. Gemeinsam war an diesen Wortmeldungen, was auch in zahllosen anderen Pamphleten auf der Ebene der Ressentiments einerseits, der moralischen Selbstvergewisserung andererseits bedient wurde: Sie offerierten die Versicherung einer »sittlichen« Überlegenheit der eigenen Nation über eine im Vergleich mit sich selbst hergestellte Herabsetzung der gegen die Mittelmächte Krieg führenden Nationen. Weder diese implizite »Ethnologisierung« des Kriegsgegners noch die Vorgehensweise, Feindbildern mit aus der Vorkriegszeit stammenden Studien Plausibilität zu verleihen, nimmt sich bei einem Blick auf andere wissenschaftliche Disziplinen oder im internationalen Vergleich als eine Besonderheit aus.⁶⁵ Ebenso wenig war die sexuelle Dämonisierung des Kriegsgegners ein Spezifikum deutscher Kriegspropaganda. Das zeigen nicht nur die bekannten Propagandaplakate zur deutschen Invasion in Belgien und Nordfrankreich, sondern auch die Aktivierung sämtlicher »Vice allemand«-Stereotypen aus der Vorkriegszeit, deren instrumentelle Funktion im Krieg durchaus auch nach innen gerichtet war. In England etwa war dies eindeutig der Fall.⁶⁶ Aggressiver noch als die Kriegspublizistik in Frankreich⁶⁷ fasste die britische Propaganda auch die Etablierung der Sexualforschung in Deutschland als perfides Programm der Selbstinfektion einer sexuell derangierten Nation: Dank Magnus Hirschfelds Komitee und Karl Heinrich Ulrichs – einem »celebrated German jurist« –, schließlich auch jenem »German garbage«, den »the blonde brute Bloch« (gemeint war Iwan Bloch) in *Das Sexualleben unserer Zeit* propagiert habe, verfüge Deutschland in diesem Krieg, über ein veritables Heer homosexueller Spione – so war es in »The English Review« noch im Jahr 1916 zu lesen.⁶⁸

Zur Kriegspropaganda der deutschen Sexualwissenschaft verhielt sich diese Agitation mithin gleichsam spiegelverkehrt. Insofern lassen sich die Wortmeldungen von Bloch und weiteren Fachvertretern zwar als ein weiterer, aber eben keineswegs sonderlich kurioser Beleg für die von Freud bemerkenswert früh – schon im April 1915 – in öffentlicher Form kritisierte kriegsideologische Einreihung der Wissenschaften heranziehen. Demnach hätten diese »ihre leidenschaftslose Unparteilichkeit verloren« und

65 Vgl. *Jeismann*, Vaterland der Feinde, 349–363.

66 Zum Wiederaufgreifen der Bilder effeminierter preußischer Soldaten in der alliierten Kriegspropaganda liegt keine systematische Darstellung vor. Vgl. dazu einstweilen *Florence Tamagne*, Das homosexuelle Zeitalter, 1870–1940, in: Robert Aldrich (Hg.), Gleich und anders. Eine globale Geschichte der Homosexualität, Hamburg 2007, 167–195, hier 174f.; *Steakley*, Freunde, 114f.; *Klaus Theweleit*, Männerphantasien 1 + 2, Bd. 2: Männerkörper – zur Psychoanalyse des weißen Terrors, München/Zürich 2000, 316 (Karikatur); zur repressiv nach innen gerichteten Verknüpfung von »Homosexualität« und »deutscher Gefahr« in der britischen Kriegspropaganda vgl. *Matt Cook*, *Queer Conflicts. Love, Sex and War, 1914–1967*, in: ders. (Hg.), *A Gay History of Britain. Love and Sex between Men since the Middle Ages*, Oxford/Westport (Connecticut) 2007, 145–177, hier 145f.

67 Siehe *Marc Henry*, Croquis de l'Allemagne d'avant Guerre, in: *La Revue Paris* 30, 1916, 533–570, hier 559.

68 Vgl. *Arnold White*, Efficiency and Vice, in: *The English Review* 17, 1916, 446–452, Zitate 447, 450 u. 449.

suchten »ihr Waffen zu entnehmen, um einen Beitrag zur Bekämpfung des Feindes zu leisten«. »Der Anthropologe«, so hatte Freud mit unverkennbarem Spott dazu ausgeführt, »muß den Gegner für minderwertig und degeneriert erklären, der Psychiater die Diagnose seiner Geistes- oder Seelenstörung verkünden«. ⁶⁹ Und der Sexualforscher, so ließe sich hinzufügen, habe dazu die Versicherung zu liefern, dass man in diesem Krieg auch gegen eine Welt von perversen Feinden kämpfte.

Gleichwohl ist es keineswegs abwegig, dem Eintritt in diesen »Wettbewerb intellektueller Kriegsdeutungen« ⁷⁰ fachpolitische Strategien mit zugrunde zu legen. Dafür spricht zunächst die Zeitverzögerung, mit der die ersten sexualwissenschaftlich argumentierenden Beiträge über den Kriegsausbruch und dessen Ursachen erschienen. Friedrich S. Krauß etwa kam vier Monate nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger auf den Gedanken, seinen Vorkriegsstudien den Charakter einer prophetischen Warnung zuzuschreiben. Blochs Rede zur Sexualpsychopathologie führender Köpfe der Entente-Mächte datiert auf den Januar 1915 und damit auf einen Zeitpunkt, als die Welle kriegsnationalistischer Pamphlete bereits im Verebben begriffen war. Es handelte sich nicht um intellektuelle Entgleisungen, die unmittelbar der kriegstrunkenen »August«-Stimmung entsprungen waren, sondern mehr um ein Einschwenken auf eine kriegsnationalistische Linie. Dabei ging es, wie es Bloch ja auch mehr oder weniger direkt ausgesprochen hatte, nicht zuletzt darum, einer unter den Bedingungen des Krieges bedrohten »Existenzberechtigung« einer akademisch nicht verankerten Forschungsdisziplin etwas entgegen zu setzen, was auch von anderen Wissenschaften ins Feld geführt wurde: nämlich den Beleg, dass man zum Verständnis des Kriegsgeschehens, zu seinen Ursachen und weiteren Entwicklungen, Substanzielles beizusteuern habe, intellektuelle »Orientierungshilfe« ⁷¹ zu liefern vermöge.

Dass dies von sexualwissenschaftlicher Seite jedoch erst in einer Phase des Krieges geschah, in der sich deutlich abzuzeichnen begann, dass dieser Krieg kein »kurzer Krieg« sein würde, dürfte ebenfalls kaum ein Zufall gewesen sein. Hierbei wird nicht allein der Seitenblick auf die Anfang 1915 von der Bühne verschwindenden Fachgesellschaften InGeSe und GeSex eine alarmierende Wirkung gehabt haben. Ob und inwiefern Sexualwissenschaft nun, in der »Großen Zeit«, überhaupt noch als opportun angesehen werden würde, war in den ersten Kriegsmonaten keineswegs ausgemacht. Das galt zumal für den reformerischen Flügel: Kulturell und politisch schien kaum eine Vorkriegsdebatte deutlicher an den Rand gedrängt worden zu sein – und den Kriegsaufgaben so zuwiderzulaufen – als jene, welche traditionelle Geschlechterrollen in Frage gestellt und eine Prüfung überkommener Leitbilder in der Sexualmoral auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Zu den Eigentümlichkeiten der »Kriegsbegeisterung« von 1914 gehörte ganz im Gegenteil – und nicht nur in Deutschland – die Erwartung, dieser

69 Sigmund Freud, Zeitgemäßes über Krieg und Tod, in: ders., Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion, Frankfurt a.M. 1974, 33–60, hier 35. Vgl. zu der hier angesprochenen Rolle der Psychiatrie näher: Paul Lerner, Hysterical Men. War, Psychiatry, and the Politics of Trauma in Germany, 1890–1930, Ithaca/London 2003.

70 Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, 237.

71 Ungern-Sternberg, Wissenschaftler, 170.

Krieg werde als »reinigendes Gewitter« auch all jene sexuellen Ambivalenzen und kulturellen Wandlungsprozesse auflösen, die die Vorkriegsjahrzehnte geprägt hatten. »Wir glückseligen Frauen haben wieder Helden, an die wir glauben«, hieß es zu Beginn des Krieges nicht allein in kriegspropagandistisch aufbereiteten Schriften des bürgerlichen Milieus.⁷² Oder vonseiten konservativer Vertreter der Sexualforschung wie Hugo Sellheim, der nun konstatierte, es habe sich im Geschlechterverhältnis endlich eine wieder gerade gerückte »Arbeitsteilung in Natur und Volksleben« ergeben, eine Zuteilung von geschlechtergerechten Aufgaben, die »keine freie Erfindung menschlicher Spekulation« seien, sondern »eine mehr oder weniger bewußte Nachahmung der Natur« darstellen würden.⁷³ Auch Sozialistinnen und radikale Frauenrechtlerinnen wie die Publizistin Lily Braun schrieben davon, dass durch die Kriegssereignisse Männer endlich »wieder Männer, nichts als Männer [sind], von dem einen ursprünglichen, primitiven Geschlechtsgefühl durchflutet und zusammengehalten: schützen – die Scholle verteidigen – kämpfen«. Die Frauen hätten sich in direkter Analogie dazu wieder »jenes primitiven Geschlechtsgefühls« erinnert, das ihnen eigen sei – eines »lange verschütteten weiblichen Gefühl[s], das nichts anderes will als: helfen und heilen«.⁷⁴

Diese unverkennbar antimodernistischen Grundierungen der »Augustbegeisterung«, der »Ideen von 1914« und der Propagierung des Krieges als einer für das Geschlechterverhältnis segensreichen »Reinigung« wurden zunächst offensichtlich auch von vielen Repräsentanten der Sexualwissenschaft und -reformbewegung keineswegs als bedrückender Rückfall in Zeiten eines reaktionären *Ancien régime* wahrgenommen.⁷⁵ Wortmeldungen aus ihren Reihen unterschieden sich in den ersten Kriegsmonaten kaum von jenen christlicher Sittlichkeitsaktivisten, die eine Revitalisierung traditioneller Geschlechterrollenbilder umso mehr als Ausdruck der Wiederherstellung einer gottgewollten Ordnung apostrophiert hatten, als mit dem August 1914 eine sichtbare Veränderung des öffentlichen Lebens einhergegangen war. Mit Kriegsbeginn »verschwanden allenthalben«, hieß es hier,

»aus den Buchläden unanständige Bücher, Karten und Bilder. Witzblätter, selbst der Simplicissimus, lernten um. Wandernde Händler, die sonst in den Wirtshäusern und Straßen Schmutz feilboten, stellten ihr unsauberes Gewerbe ein. Die Theater machten

72 So in dem Band *Unsere Helden*, einem, wie es im Untertitel hieß, »Buch der Dankbarkeit und Verehrung deutscher Frauen«. Zit. nach Hans-Otto Binder, Zum Opfer bereit: Kriegsliteratur von Frauen, in: Gerhard Hirschfeld u.a. (Hg.), Kriegserfahrungen, 107–128, hier 120. Vgl. auch Regina Schulte, Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod, Frankfurt a.M./New York 1998, 20.

73 Hugo Sellheim, Was tut die Frau fürs Vaterland. Nach Kriegsvorträgen an der Universität Tübingen und im Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien in Stuttgart, Stuttgart 1915, 5.

74 Zit. nach Sharp, Geschlechtergeschichte, 50.

75 Das war augenscheinlich erst einige Monate später der Fall. Siehe etwa die Äußerungen von Frank Wedekind aus dem März 1915: Kulturell habe der Kriegsausbruch den »Abschluß eines Anlaufs« markiert, der im 19. Jahrhundert begonnen habe und »für den es besonders charakteristisch gewesen sei, daß er mit Nacktauführungen geendet habe«. Und: »[D]ie Reaktion habe schon das Gewaltmittel dieses alles zerstörenden Krieges gebraucht, um die weitere Entwicklung zu hemmen.« Erich Mühsam, Tagebücher, Bd. 4: 1915, Berlin 2013, 111 (Eintrag vom 12.3.1915). Ähnlich in der Rückschau: George Grosz, Ein kleines Ja und ein großes Nein, Hamburg 1955, 98ff.

einen kleinen Anlauf, dem Ernst der Zeit Rechnung zu tragen. Selbst im Kino erwies sich der Krieg als Reformator. Die schlimmsten Auswüchse der würdelosen, modernen Frauentracht verschwanden. Die verderblichen Vergnügungsstätten (Bars und Tingeltangel) mußten zu Beginn des Krieges ihre Tore schließen.«⁷⁶

Von sexualreformerischer Seite wurde das Bild vom Krieg, der die Nation läutern, die »laxen Sitten einer langen Friedenszeit« wegfegen und einen sittlichen »Neuanfang« ermöglichen werde,⁷⁷ zwar nicht mit einer dergestalt christlichen Heilserwartung begründet. Doch schien es auch ihnen in den ersten Kriegsmonaten völlig selbstverständlich, sich nun darauf zu verlegen, im »Kampf gegen die Unsittlichkeit in der Kriegszeit« in Erscheinung zu treten und ein scharfes Vorgehen der Behörden gegen »der Zeit so wenig angepaßtes Treiben« wie die Nichtachtung von Sperrstunden oder »Kuppeleien« in der Öffentlichkeit zu fordern.⁷⁸ Auch hierbei scheint es sich nicht um Absicherungsstrategien oder kriegsideologische Konzessionen gehandelt zu haben. Vielmehr hat es den Anschein, dass in der formierten Kriegsgesellschaft neu vermessene Grenzen einer öffentlichen Verhandelbarkeit sexueller Fragen zu Beginn des Krieges auch in einem intrinsischen Sinne als solche empfunden wurden. Wie sehr ersten Einschätzungen, dass *prima vista* »alle Probleme des Sexuallebens [...] vor der durch den Krieg hervorgerufenen Umwälzungen zurücktreten müssen«, ⁷⁹ tatsächliche Zweifel nicht nur im Hinblick auf die Akzeptanz, sondern auch ob einer noch gegebenen Relevanz zugrunde gelegen hatten, lässt sich an den Äußerungen verschiedener Protagonisten zeigen.

Hirschfeld etwa hatte in seiner ersten Kriegsschrift bei einem Rückblick auf fortschrittliche Entwicklungen der Vorkriegsjahre »Reformbestrebungen und Bewegungen« in Erinnerung gerufen und diese auch beim Namen genannt. Von der Sexualreformbewegung aber hatte er gänzlich geschwiegen⁸⁰ und für das WhK erklärt, es werde sich »selbstverständlich« als Verband »jedes öffentlichen Hervortretens enthalten«. ⁸¹ Die zu Kriegsbeginn weitverbreitete Annahme, sämtliche sexualpolitische Aktivitäten würden bedeutungslos und deshalb wegfallen, lässt sich nicht weniger eindrücklich an Äußerungen von Abolitionistinnen und Venerologen ablesen. Denn ebenso wie innerhalb der abolitionistischen Frauenbewegung⁸² hatte auch in der »Deutschen Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« offensichtlich

76 So ein Referent bei einer Versammlung des Katholischen Frauenbundes zum Thema »Krieg und Sittlichkeit« 1916. Zit. nach Bruno Grabinski (Hg.), Weltkrieg und Sittlichkeit. Beiträge zur Kulturgeschichte der Weltkriegsjahre, Hildesheim 1917, 88.

77 Lisberg-Haag, »Unzucht«, 189.

78 »Der Kampf gegen die Unsittlichkeit in der Kriegszeit«, in: Sexualreform 11[recte: 10]/1, 1915, 4–5, Zitat 5.

79 »Varia«, in: ZfS 1, 1914/15, 257–258, hier 257.

80 Er führte stattdessen auf: »den Kampf gegen Alkoholismus und Tuberkulose, [...] die Bewegungen für eine Weltsprache, für Frauenstimmrecht, [...] die interparlamentarischen Konferenzen, die internationale Arbeiterbewegung und schließlich auch [...] die Friedenskongresse.« Hirschfeld, Völker, 4.

81 [Magnus Hirschfeld] Das W.-h. Komitee zur Kriegszeit, in: VBWhK 15, 1915, 3–35, hier 23.

82 Vgl. Kerstin Wolff, »Es gibt nur eine Moral, sie ist für beide Geschlechter«. Die (alte) Frauenbewegung und die Frage der Prostitution, in: Frank Jacob (Hg.), Prostitution. Eine Begleitung der Menschheit, Frankfurt a.M. 2016, 231–249, hier 242ff.

zunächst niemand geahnt, wie intensiv man sich in diesem Krieg mit dem Problem venerischer Erkrankungen im Heer und der Prostitution würde auseinandersetzen müssen. Für Alfred Blaschko, der im Spätsommer 1914 sämtliche zurückliegenden sexualpädagogischen und -politischen Auseinandersetzungen der Vorkriegsjahre als »klein und nichtig« betrachtet hatte, war es eine allgemeine Erwartung gewesen, dass »für die Dauer des Krieges unsere Gesellschaft zur Untätigkeit verurteilt« sein würde.⁸³ Waren solche Äußerungen zwar auch auf die Erwartung eines bald beendeten Krieges und auf die im August 1914 allgegenwärtige *sursum corda*-Stimmung, in der das deutsche Heer »mit höchster sittlicher Spannkraft ausgerüstet«⁸⁴ in den Krieg zu ziehen schien, zurückzuführen gewesen, so spiegelte sich darin jedoch auch etwas wider, was für Sexualwissenschaftler insgesamt galt – nämlich dass Kriege für sie keinen fachhistorischen Erfahrungsraum darstellten. Als Fachdisziplin, so erinnerte sich der Berliner Sexualforscher Otto Adler später an das erste Kriegsjahr, schien sie ganz im Gegenteil zu den »ausgesprochenen Friedensspezialitäten« zu zählen, für die der Krieg »eine schlechte Ernte« einbringen werde.⁸⁵ Diese Perspektive war auch noch kennzeichnend für die ersten forschungsprogrammatischen Auslotungsversuche. Als sich der Berliner WhK-Arzt Ernst Burchard im Dezember 1914 auf der ersten seit Kriegsbeginn ausgerichteten Tagung der ÄGeSe mit einem Vortrag über »Sexuelle Fragen zur Kriegszeit« an einer solchen Sondierung versuchte, wies er vor allem darauf hin, dass bereits aus praktischen Gründen eine wissenschaftliche Behandlung zentraler Fragen gar nicht möglich sein werde. Wie es zum Beispiel gelingen könnte, mitten »[i]m Tosen des Krieges« im Bereich der Sexualdelikte »irgendwie maßgebliche Ermittlungen« durchzuführen, davon hatte er keine konkrete Vorstellung. Er wollte seinen programmatischen Katalog daher in wesentlichen Punkten als »Aufgabe späterer Forschung« verstanden wissen.⁸⁶

Insofern wird bei allem, was an tatsächlich empfundenen Feindbildern Eingang in ihre sexualpsychologisch argumentierenden Kriegspamphlete gefunden hatte, die Befürchtung einer Bedrohung der etablierten Strukturen des Faches durchaus mit hineingespielt haben, als sie sich entschlossen, im »Krieg der Geister« mitzumischen. Angesichts fehlender Forschungsperspektiven erfüllte dies zu einem Zeitpunkt, als Gewissheit über einen »langen Krieg« bestand, augenscheinlich auch die Funktion einer Überbrückung, um als Fach in der mobilisierten Kriegsgesellschaft überhaupt Fuß zu fassen.

83 Alfred Blaschko, Die Kriegsarbeit der Gesellschaft, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten 13, 1915, 82–88, hier 82. Dass dem nicht so war, erkannte man in der DGBG dennoch schneller als im medizinischen Beamtenapparat. Vgl. Sauerteig, Militär, 201.

84 Grabinski (Hg.), Weltkrieg, 51.

85 Otto Adler, Perverses vom Kriegsschauplatz, in: ZfS 5, 1918/19, 326–328, hier 326.

86 Burchard, Kriegszeit, Zitate 379 u. 373.

3.2 Empirische Forschung: Methoden sexologischer Informationsbeschaffung im Krieg

Wie wenig die nationalistische Kriegsagitatorik der deutschen Sexualwissenschaftler im Sinne einer kriegsideologischen Absicherung der eigenen Tätigkeiten von Bedeutung sein sollte, zeigte sich, noch bevor Repräsentanten des Faches die Relevanz weitergehender sexualwissenschaftlicher Fragestellungen an den Krieg zu unterstreichen versuchten. Als im Frühsommer 1915 die kriegsbedingt verzögerte Publikation jener Umfrage erfolgte, die Johannes Dück kurz vor dem Krieg mit der konzeptionellen Unterstützung Max Marcuses über sexualmoralische Einstellungen im deutschen Bürgertum durchgeführt hatte, drängte man von militärischer Seite sofort auf eine Unterbindung solcher Veröffentlichungen. Diese Umfrage, hieß es in »Danzer's Armee-Zeitung«, scheine »geeignet, äußerst peinliche Vorstellungen« über Deutschland im Ausland zu verbreiten. Das vorgelegte Material sei weder hinreichend abgesichert noch in irgendeiner Richtung aufschlussreich und könne überdies nach innen eine verheerende Wirkung zeitigen:

»Wir behaupten schlangweg, dass alle Ziffern der beiden Herren [Dück und Marcuse] vollkommen falsch sind. [...] [Wenn] die perversen und überreizten Zustände enger Kreise als Standard unserer gebildeten Mittelklasse dargestellt werden, müssen wir [das] auf das entschiedenste ablehnen, wollen wir unser Volksleben reinigen und nicht noch weiter vergiften lassen! [...] Ein offener Blick in unsere Umgebung – ich sage, in unsere Umgebung und nicht jene der Herren Marcuse, Magnus Hirschfeld und anderer Spezialisten der Homosexualität und sonstiger interessanter Spezialitäten, liefert andere und bei weitem glaubwürdigere Ergebnisse. Und darum: Schluß mit den Sexuelschnüfflern.«⁸⁷

Jedoch wurde die »sexuelle Frage« zu diesem Zeitpunkt in Presse und Öffentlichkeit bereits unter ganz anderen Vorzeichen als im August 1914 neu diskutiert. Im Frühjahr 1915 war nicht nur die Hurra-Stimmung merklich verflogen. Auch um den 1914 so emphatisch gefeierten Krieg als Moment einer »sittlichen Erhebung« wurde nun neu nachgedacht. Türöffner dieser Diskussion waren gerade die Sittlichkeitsvereine selbst gewesen.

Hatte es dort vielen zu Kriegsbeginn geschienen, als sei allenthalben »das hohe Lied von der religiösen und sittlichen Wiedergeburt des deutschen Volkes«⁸⁸ weit mehr als nur eine dem Augenblick der *sursum-corda*-Stimmung geschuldete, sondern eine nachhaltige Bewusstseinsregung gewesen, berichtete die Sittlichkeits- ebenso wie die allgemeine Presse ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn über den Umgang der Militärbehörden mit Prostitution und Geschlechtskrankheiten in den besetzten Gebieten. Aufmerksamkeit erregten vor allem besorgniserregende Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatz. Aus belgischen und nordfranzösischen Städten, so vor allem aus Lille und Brüssel, erhielt die Öffentlichkeit durch Zeitungsberichte bereits einigermaßen ungeschminkte

87 C[arl] M. [Danzer], Schluß mit den Sexuelschnüfflern, in: Danzer's Armee-Zeitung 20/29, 1915, 4–5, hier 4f.

88 Grabinski (Hg.), Weltkrieg, VI.

Schilderungen von den Verhältnissen vor Ort. Um von Geschlechtskrankheiten verursachte Einbußen in der Kampfstärke der Truppe einzudämmen, waren von den militärischen Besatzungsbehörden umfangreiche Maßnahmen zur Organisation und Kontrolle der Prostitution in den Etappenstädten ergriffen, auch Aufklärungskampagnen über die gesundheitlichen Folgen von venerischen Infektionen und die Anwendung präventiver Schutzmittel bereits auf den Weg gebracht worden. Diese Kampagnen richteten sich explizit an verheiratete Männer. Anders als sexuell unerfahrenen jungen Armeeangehörigen könne man diesen angesichts der Gewöhnung an sexuellen Verkehr in der Ehe – so die Position des preußischen Kriegsministeriums – monatelange sexuelle Enthaltensamkeit kaum abverlangen.⁸⁹

Kaum fünf Monate nach Kriegsbeginn war vieles davon an der »Heimat-Front« allgemein bekannt geworden. Über Zeitungsberichte konnte man davon erfahren, dass beim Eintreffen neuer Verbände an den Bahnhöfen in Brüssel Merkzettel mit »Vorsichtsmaßregeln« für den Verkehr mit Prostituierten verteilt wurden.⁹⁰ Auch offizielle Schätzungen über das zahlenmäßige Ausmaß von Geschlechtskrankheiten in der Armee und zum Anteil venerisch infizierter Ehemänner waren der Tagespresse zu entnehmen.⁹¹ Wenig um Geheimhaltung bemüht, war damit eine offizielle Linie im Umgang mit ehelicher Untreue von Soldaten allenthalben erkennbar geworden. In konträrer Form war seit Kriegsbeginn das sexuelle Verhalten der Frauen an der »Heimat-Front« zum Gegenstand der Propaganda geworden. Nachdem bereits 1914 in einer Flut von »Mahnrufen« an die »Kriegerfrau« appelliert worden war, sich im Angesicht der Kriegsereignisse sittlich zu bewähren, verschärfte sich der Ton, als die ersten Kriegsgefangenenlager im Reichsgebiet errichtet wurden. Nähere Kontakte mit ausländischen Soldaten und den nach Deutschland deportierten zivilen Zwangsarbeitern seien tunlichst zu vermeiden – bereits der »nationalen Ehre« halber, aber gerade auch mit Blick auf eine Aufrechterhaltung der Moral der Frontsoldaten.⁹²

Für die Sexualwissenschaft boten sich aus dieser allmählichen Erosion des Bildes von einer »sittlichen Hebung« durch den Krieges verschiedene Betätigungsfelder. Gefragt, auch von offizieller Seite, waren die Experten aus dem Umfeld der DGBG. Deren in der Vorkriegszeit noch prekärer dialogischer Status gegenüber militärischen Stellen gehörte nach wenigen Kriegsmonaten umso mehr der Geschichte an, als sich ihre Konzepte zur akuten Problemlösung von denjenigen der Sittlichkeitsverbände kaum unterschieden.⁹³ Vertreter der Fachgesellschaft wurden direkt in die Aktivitäten der Militärverwaltung in den besetzten Gebieten eingebunden.⁹⁴ Daneben setzte um diese Zeit jedoch auch weitgehend unabhängig von den Behörden eine Forschung ein, die sich ganz konkret auf das Sexualverhalten von Soldaten an der Front und in der Etappe bezog. Wie diese Form der »Feldbeobachtung« (Paul Lißmann) aufseiten derjenigen,

89 Vgl. zu alledem *Sauerteig*, Krankheit, 206ff.; *ders.*, Militär, 200f. u 205.

90 *Sauerteig*, Militär, 209; *Grabinski* (Hg.), Weltkrieg, 66.

91 Vgl. *Grabinski* (Hg.), Weltkrieg, 66f.

92 Vgl. *Lisberg-Haag*, »Unzucht«, 212; *Birthe Kundrus*, Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995, 211ff.; *Sauerteig*, Militär, 200.

93 Das gilt zumindest für die frühe Kriegsphase. Vgl. *Lisberg-Haag*, »Unzucht«, 261f.

94 Vgl. *Sauerteig*, Krankheit, 206ff.

die in sexualwissenschaftlichen Foren bei der Angabe ihres aktuellen Wirkungsortes nun mit dem Kürzel »z.Zt. im Felde« zeichneten, im Einzelnen motiviert war, wird noch darzustellen sein. Zunächst soll hier – noch weitgehend unter Ausblendung der sie thematisch interessierenden Felder – der Frage nach den grundsätzlichen Möglichkeiten sexualwissenschaftlicher Informationsbeschaffung in der Armee nachgegangen werden. Denn schnell stellte sich heraus, dass die in der Vorkriegszeit erprobten Instrumente versagten. Beim Blick auf die stattdessen zur Anwendung gekommenen Methoden werden überdies problematische Aspekte deutlich werden, die den Umgang mit diesen Studien als Quelle erschweren.

Soldaten als Probanden

Max Marcuse, schon vor 1914 in die Verbesserung empirischer Methoden der Sexualforschung involviert, bemerkte rasch, dass der Krieg »in ungeahnter Weise«⁹⁵ Möglichkeiten zu einer Professionalisierung der Sexualumfrage bereithielt – und zwar sowohl hinsichtlich der Fragestellungen als auch mit Blick auf die Tiefenschärfe von Befunden. Er sprach von einer »einzigartige[n] Gelegenheit«.⁹⁶ Eingesetzt als Chefarzt einer Speziallazarettabteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Frankfurt an der Oder, fand er sich unter Bedingungen wieder, die ihm für das Gebiet wie geschaffen erschienen,

»indem er [der Krieg] in die Kasernen, Lazarette, Gefangenenlager usw. in großen Mengen ein Menschenmaterial zusammenführte, wie es in normalen Zeiten nur in alle Gegenden zerstreut, unter den denkbar verschiedensten äußeren Verhältnissen und Einflüssen lebt. Da fanden sich mit einem Male fast sämtliche Möglichkeiten hinsichtlich des Standes und Berufes, der Religion und des Stammes, des Wohnsitzes und der materiellen Lage usw. dicht beieinander. Dazu kommt, daß dieses vielgestaltige Material nicht nur räumlich vereinigt, sondern auch, daß es unter die gemeinsame militärische Disziplin gebracht wurde – insbesondere in den Lazaretten unter eine militärärztliche Disziplin –, die freilich nur unter gewissen äußeren und persönlichen Verhältnissen, wie sie in den Heimatlazaretten aber die Regel sein dürfte, zwischen Arzt und Soldat in ungewöhnlicher Weise jene Beziehung schafft, die, auf Autorität und Vertrauen beruhend, namentlich Umfragen und Erhebungen, die persönlich-intime Angelegenheiten betreffend, besonders günstig ist.«⁹⁷

Marcuse war jedoch nicht der einzige Arzt, der zugleich die Erfahrung machen sollte, dass die in der Regel unfreiwilligen Probanden nur mit Hilfe von »Autorität und Vertrauen« dazu zu bewegen waren, Fragen zu ihrem Sexualleben auch zu beantworten. Im Gegenteil: Hier lag eine Hauptschwierigkeit. Dass sich im soldatischen Milieu vor allem die Methode der *schriftlichen* Befragung als wenig probates Mittel erwies, hatten schon unabhängig voneinander mehrere Sexualforscher im ersten Kriegsjahr festgestellt. Albert Neisser hatte Anfang 1915 eine solche Umfrageaktion initiiert, bei der Fragebögen

95 Max Marcuse, *Der eheliche Präventivverkehr*, Stuttgart 1917, 9.

96 Ebd.

97 Ebd.; Sperrung i. Orig.

über Mittelsmänner an Mannschaftssoldaten und Offiziere verteilt worden waren. Die Ergebnisse zeigten, wie sehr sich die Mitteilungsbereitschaft der Soldaten in Grenzen hielt, sodass Neisser die Studie nachgerade wertlos erschien.⁹⁸ Man müsse mit den Soldaten, so berichtete Wilhelm Stekel über seine Eindrücke, Gespräche führen, dabei einige Geduld aufbringen, und vor allem müsse man »individuell« forschen.⁹⁹ Der Zeitaufwand betraf neben der Herstellung einer diskreten Gesprächssituation auch die Notwendigkeit, die Relevanz der Fragestellungen genau zu erläutern. Oftmals, so ein früher Erfahrungswert, schienen ausgreifende Erklärungen bereits deshalb notwendig, damit Soldaten die ihnen gestellten Fragen kognitiv überhaupt verstanden.¹⁰⁰

Strukturell ergaben sich Schwierigkeiten vor allem dadurch, dass das Interview als Methode der Umfrage von keinem Sexualwissenschaftler zuvor professionell erprobt worden war – und dies, wie man bis 1914 dachte, aus guten Gründen. Die methodologischen Vorkriegsdebatten kreisten zumeist um die Vorzüge und Defizite des 1899 von Hirschfeld konzipierten, später mehrfach modifizierten »Psycho-biologischen Fragebogens«, bei dem es sich um ein von Probanden in schriftlicher Form zu bearbeitendes Instrument handelte.¹⁰¹ Inhaltlich wie methodisch ging die Fragensammlung von heute betrachtet aus zwei Gründen über die von anderen Sexologen bis 1914 unternommenen Erhebungen hinaus. Zum einen stellte Hirschfelds Vorgehen eine vergleichsweise repräsentative Form der Probandenrekrutierung dar. Die Methoden anderer Sexualforscher dagegen reichten von der postalischen Meinungsumfrage zu bestimmten Sachverhalten im Kollegenkreis¹⁰² über schriftliche Rundfragen bei bestimmten sozialen Gruppierungen bis hin zu Gelegenheitsforschungen, die sich aus eher zufälligen Befragungen oder bloßen Beobachtungen im »Strudel der Weltstadt«¹⁰³ ergeben hatten. In aller Regel wurden dabei, so Bruno Meyer 1910 in einer generellen Kritik an der Aussagekraft dieser sexualwissenschaftlich etablierten Erhebungen, »die äusseren Umstände« der Probanden kaum berücksichtigt. Auch mit Blick auf die Zahl der Befragten kritisierte Meyer einen bedenklichen Umgang mit dem Grundsatz, »dass, je kleiner der Kreis der Beobachtung ist, um so weniger an ein gleichmässiges und zuverlässiges Wirken des ›Gesetzes der großen Zahlen‹ zu denken ist.«¹⁰⁴ Hirschfeld hingegen rekrutier-

98 Albert Neisser, Sammelforschung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten über die Frage der sexuellen Abstinenz, in: *MmW/Feldärztliche Beilage* 62, 1915, 1414–1415.

99 Vgl. Wilhelm Stekel, *Störungen des Trieb- und Affektlebens*, Bd. 4: Die Impotenz des Mannes, Berlin/Wien 1920, 368; Ernst Ulitzsch, Die Beweiskraft der Kasuistik, in: *ZfS*, 5, 1918/19, 357–358.

100 Friedel Pick, Ueber Sexualstörungen im Kriege, in: *WkW* 30, 1917, 1418–1420.

101 Zum Folgenden vgl. auch Christoph J. Ahlers/Gerard A. Schäfer/Klaus M. Beier, Erhebungsinstrumente in der klinischen Sexualforschung und der sexualmedizinischen Praxis. Ein Überblick über die Fragebogenentwicklung in Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, in: *Sexuologie* 11, 2004, 74–97, hier 75; Manfred Baumgart u.a. (Bearb.), Magnus Hirschfeld. Leben und Werk. Ausstellungskatalog aus Anlass seines 50. Todestages, 2., erw. Aufl., Hamburg 1992, 71f.; Franz X. Eder, *Homosexualitäten. Diskurse und Lebenswelten 1870–1970*, Wien 2011 *Homosexualitäten*, 35f.

102 Vgl. etwa Paul Lißmann, *Geburtenrückgang und männliche sexuelle Impotenz*, Würzburg 1914. Der Autor hatte für seine Studie rund 200 Ärzte brieflich nach deren Einschätzung einer Zunahme nervöser Sexualstörungen befragt. Siehe ebd., 26.

103 Merzbach, *Verirrungen*, 187.

104 Bruno Meyer, Sexualprobleme und Statistik, in: *Sexual-Probleme* 6, 1910, 182–194, hier 188.

te Probanden gezielt nicht allein aus seinem Patientenkreis. Allerdings ging er zugleich ohne ein um repräsentative *Datenerhebung* bemühtes System vor. Die Fragen selbst waren zwar nach einem standardisierten Schema gestellt, die Antwortoptionen dagegen hatte Hirschfeld so offengehalten, dass die Angaben seiner – über die Jahre wohl rund 10.000 – Probanden nur bedingt statistisch verwertbar waren (und wurden).¹⁰⁵ Wenn Hirschfelds Methode anderen Zugängen der damaligen empirischen Sexualforschung dennoch voraus war,¹⁰⁶ lag das zum anderen daran, dass der Berliner Arzt ein ausgeprägtes Misstrauen seiner Fachkollegen gegenüber bestimmten Probandengruppen nicht teilte. Von vielen Sexualwissenschaftlern wurden nämlich Arbeiter, Frauen und Homosexuelle gar nicht erst bei Umfragen berücksichtigt, weil man ihnen nicht zutraute, Fragen zu ihrem Sexualleben wissenschaftlich zufriedenstellend beantworten zu können. Wie schon weiter oben erwähnt, galt dies für entsprechende Aussagen von Homosexuellen und Frauen deshalb, weil bei ihnen regelmäßig nicht Tatsachentreue, sondern die »Phantasie die Oberhand« behalten würde – der »Ritt ins romantische Land« – und sie außerdem grundsätzlich zur Verlogenheit neigen würden.¹⁰⁷

In welchem Maße wiederum Angehörigen der Arbeiterklasse mit Misstrauen begegnet wurde, machen die Studien von Johannes Dück aus den Jahren 1913/14 umso mehr deutlich, als hier das Problem der oftmals beklagten fehlenden Repräsentanz in den Mittelpunkt der methodologischen Überlegungen gerückt worden war. Dück ging es um eine Erhebung über das »normale durchschnittliche Geschlechtsleben«, weshalb er auch bewusst verschiedene Alters-, Konfessions- und Berufsgruppen berücksichtigte. Doch wandte er sich dabei lediglich an die »Gebildeten des deutschen Kulturkreises«.¹⁰⁸ Dieses die Repräsentativität einschränkende Kriterium hatte Dück nicht allein aus der Überlegung heraus gewählt, dass seine brieflich kontaktierten Adressaten seine Fragen andernfalls sachlich und ohne Rückfragen nicht verstehen würden. Dück ging vielmehr davon aus, dass der repräsentative Wert seiner Studie durch die Befragung gebildeter Personengruppen eher noch gesteigert würde, da bei diesen »die nötige Reife und der erforderliche Ernst [...] vorausgesetzt werden«¹⁰⁹ dürften, diese zufriedenstellend – kurzum: glaubwürdig – zu beantworten. Dieses soziale Vorurteil war im Fach weit verbreitet.¹¹⁰ In Bezug auf Angehörige der Arbeiterkreise fußte dies nicht zuletzt auf der Wahrnehmung, dass dieses Misstrauen gegenseitig bestehe, mithin von den Arbeitern selbst ausgehe.¹¹¹ Das war auch einer der entscheidenden Gründe dafür, weshalb die deutsche Sexualforschung bis zum Weltkrieg – von wenigen Ausnahmen (wie ei-

105 Vgl. Herzer, Magnus Hirschfeld, 108; *ders.*, Zeit, 391.

106 Vgl. zu Alfred Kinseys Sicht auf Hirschfelds Zugänge Herzer, Zeit, 391.

107 Siehe eine Reihe jeweils ähnlich lautender Stimmen aus der Sexualforschung bei: Hans Freimark, Die Beweiskraft der »Fälle«, in: Sexual-Probleme 5, 1909, 363–368, hier 364 u. 367; vgl. Kap. II.4 dieses Buches.

108 Dück, Sexualumfrage, 506.

109 Dück, Geschlechtsleben, 742.

110 Hierzu auch die Kritik bei Iwan Bloch, Sexualrundfrage, in: DnG 11, 1915, 307f.

111 Vgl. ähnliche Erfahrungen von Max Weber mit Zustimmung zitierend: Marcuse, Präventivverkehr, 11.

ner von Hirschfeld 1904 unter Metallarbeitern durchgeführten Umfrage)¹¹² abgesehen – kaum über umfragemethodische Erfahrungen im Arbeitermilieu verfügte.

Im Weltkrieg zeigte sich dieser fehlende Erfahrungshintergrund denn auch bereits darin, dass man anfänglich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, ob alle Probanden mit der bis dahin in Fragebögen allgemein üblichen Verwendung von Fachtermini und Fremdwörtern überhaupt zurechtkommen würden. So hatte Albert Neisser in seinem Bogen aus dem Jahr 1915 danach gefragt, ob »Pollutionen« gehäuft auftreten, sich sexuelle Beschwerden bei »Neurasthenikern« spezifisch äußerten oder ob »usque ad ejaculationem« masturbiert werde¹¹³ – und war nach den ersten Rückläufen erstaunt darüber, dass »einige Beantworter es nicht unter ihrer Würde gehalten [hatten], eine *sehr ernsthafte* Arbeit durch kindische, nicht einmal in eine gute Bierzeitung passende Ausfüllung des Fragebogens zu »verulken«.¹¹⁴

Dass Sexualwissenschaftler in der Folge ihre methodischen Instrumente überdachten, ist also durchaus bemerkenswert. Denn zu der Einsicht, einen Methodenwechsel zur mündlichen Befragung vorzunehmen, führte nicht allein das vielfach beobachtete Unbehagen aufseiten der Soldaten, sich auf schriftlich zu beantwortende Fragen einzulassen. Es wurde vielmehr auch befördert, weil Sexualforscher hier zum ersten Mal in der Breite damit konfrontiert waren, klassenübergreifend Probanden zu befragen, und entschlossen waren, sich auf dieses Feld zu begeben.

Wenngleich offenkundig viel Zeit auf genauere Erläuterungen gerade in solchen Fällen verwandt wurde, bei denen Verständnisschwierigkeiten bestanden, so ist dennoch ein Einfluss des Vorurteils über die sich vermeintlich wechselseitig bedingende Glaubwürdigkeit und der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Klasse kaum zu übersehen. Stransky und Pick etwa forschten 1917 über die Verbreitung sexueller Potenzstörungen unter Kriegsteilnehmern und filterten ihre Ergebnisse »auf Verständnis und Aufrichtigkeit« ganz offenkundig unter diesem Einfluss, als sie ein »auffallend stärkeres Befallensein der sozial höher Stehenden« diagnostizierten. Erstaunt zeigten sich die beiden Forscher darüber nicht und führten an, dass ihre Ergebnisse mit denjenigen aus der Friedenszeit vergleichbar seien: Auch dort habe sich gezeigt, dass in den allgemeinen Krankenhäusern selten Patienten mit Potenzstörungen behandelt wurden, ganz im Gegensatz zur Situation in Privatpraxen.¹¹⁵ Dass der Grund für diese Diskrepanz allerdings, wie der sexualmedizinisch erfahrene Berliner Internist Paul Fürbringer

112 Siehe Hirschfeld, Ergebnis, 43–54.

113 Neisser, Sammelforschung, 1414.

114 Ebd. Hierbei wird sicherlich auch das von Stekel und anderen beschriebene Problem der Umfrage im spezifischen Soldatenmilieu eine Rolle gespielt haben. Allerdings ist zugleich nicht zu unterschätzen, dass das von Neisser bearbeitete Thema der sexuellen Abstinenz als solches keineswegs als abstruse Angelegenheit in Gesundheitsfragen wahrgenommen worden sein wird. Wie sehr dieser medizinische Diskurs der Vorkriegszeit in der allgemeinen Bevölkerung wahr- und ernstgenommen worden war, zeigte sich 1918, als Soldaten vermuteten, die Anfälligkeit für die »Spanische Grippe« hänge ursächlich auch mit der sexuellen Abstinenz an der Front zusammen. Vgl. Eckard Michels, Die »Spanische Grippe« 1918/19. Verlauf, Folgen und Deutungen in Deutschland im Kontext des Ersten Weltkriegs, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 58, 2010, 1–33, hier 9.

115 Pick, Sexualstörungen, 1418.

meinte, darin bestand, dass sich generell »in Krankenhäuser und Polikliniken [...] diese scheuen [unter Impotenz leidenden] Kranken [...] kaum je zu verirren [pflegen]«¹¹⁶ und Betroffene stattdessen Konsiliarpraxen aufsuchten, diese für Arbeiter aber kaum erschwinglich waren, scheint dabei nicht reflektiert worden zu sein. Allerdings wurde von Sexologen auch nur selten näher erläutert, anhand welcher Kriterien und Anhaltspunkte sie im Einzelnen einzuschätzen meinten, dass sich Soldaten über die sie interessierenden Fragen »offen und glaubwürdig aussprachen«.¹¹⁷ Als schwierig jedenfalls, als »nahezu unmöglich« wurde es beschrieben, vor dem Hintergrund »der Straffheit und Kürze des militärischen Revierdienstes« der »besonderen Feinfühligkeit«¹¹⁸ gerecht zu werden, die für ein vertrauliches Gespräch notwendig sei. Auch in diesem Zusammenhang wurde weniger auf ein Problem mit den Offizieren verwiesen: »Jedes tiefere Eingehen auf die feineren sexuellen Regungen der Mannschaften wird dem Truppenarzt leicht als Schwäche und große Gutmütigkeit ausgelegt«.¹¹⁹

Detaillierten Einblick in die wegen dieser Umstände und Schwierigkeiten eingeschlagenen methodischen Wege bietet Max Marcuse, der den Vorteil hatte, in einem Reservelazarett als leitender Arzt tätig zu sein. Damit begegnete er den von Frontärzten benannten Schwierigkeiten, die »eigenen Kameraden« bei günstig erscheinenden Gelegenheiten über deren sexuelle Probleme zum Sprechen zu bringen, in dieser Form nicht. Doch bestanden Schwierigkeiten zu einem gewissen Grad auch hier, weshalb Marcuse gezielt die Autorität des weißen Kittels mit derjenigen des feldgrauen Vorgesetzten kombinierte. In Absprache mit einem ihm unterstellten Unteroffizier entwickelte Marcuse eine Methode der kalkulierten – wie er dies selbst nannte – »Überumpelung«.¹²⁰ Alle für ihn in Frage kommenden Probanden – Marcuse interessierten verheiratete Männer –, die nach der Einlieferung nicht sofortige Bettruhe benötigten, ließ er direkt in sein Ordinariatszimmer führen, um damit einen Kontakt der Neuankömmlinge mit anderen Patienten zu vermeiden. Diese Vorsichtsmaßnahme sollte den Zweck erfüllen, eventuellen Vorwarnungen zuvorzukommen. Denn im Ordinariatszimmer konfrontierte Marcuse seine unfreiwilligen Probanden ohne weitere Umschweife mit einem intensiven Einzelgespräch über deren »sexuelle Lebensführung«. Bewusst ging er mit einem Frage-Antwort-Prinzip vor, das demjenigen von Befehl und Gehorsam vergleichbar sein sollte – »eine Mischung aus dienstlicher Vernehmung, ärztlicher Orientierung und privater Unterhaltung«.¹²¹ Die Mitteilungsfreudigkeit der befragten Soldaten bezeichnete Marcuse als »oft nur zögernd und nicht ohne Widerstände«. Doch

116 W[ilhelm] His, Paul Fürbringer und das Hauptwerk seines Lebens, in: DmW 75, 1931, 591–593, hier 592. Ähnliches lässt sich zeitweise auf dem Gebiet der Kriegsneurosen aufzeigen. Vgl. dazu die differenzierende Analyse bei Gundula Gahlen, »Always Had a Pronouncedly Psychopathic Predisposition«. The Significance of Class and Rank in First World War German Psychiatric Discourse, in: Jason Crouthamel/Peter Leese (Hg.), Psychological Trauma and the Legacies of the First World War, Basingstoke 2017, 81–113.

117 Paul Lißmann, Die Wirkungen des Krieges auf das männliche Geschlechtsleben, München 1919, 6.

118 So Bruno Gießmann in einer Rezension von Lißmann, Neuro-sexologische Beobachtungen in der Front, in: ZfS 5, 1918, 363.

119 Ebd.

120 Marcuse, Präventivverkehr, 10.

121 Ebd.

gelang es ihm nach seinem Eindruck, mit Hilfe der Autorität seiner Schulterstücke und der nachdrücklichen Versicherung der Anonymität der Befragung, Befürchtungen über »aus den Angaben möglicherweise erwachsende Schädigungen oder Peinlichkeiten« abzustellen und »die natürliche Zurückhaltung« seiner Probanden »durch autoritativ-suggestive Gegenmittel zu überwinden«.¹²²

Das hier herausgestellte Moment der gleichzeitig ärztlichen wie militärischen Autorität war offenbar nicht zu unterschätzen. Der junge Paul Plaut, der 1915 sein Studium unterbrochen, sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und nach dem Krieg im Umfeld Albert Molls ein bekannter Psychologe und Sexologe werden sollte, unternahm als einfacher Infanterist auf der Grundlage eines vom »Institut für praktische Psychologie« in Berlin entwickelten Fragebogens eine groß angelegte mündliche Befragung unter Frontsoldaten zur »Psychographie des Kriegers«. Diese umfasste auch Fragen zur soldatischen Sexualität. Dabei machte er immer wieder die Erfahrung, dass die Soldaten über alles, was in diesem Krieg schrecklich war, mit ihm zu sprechen bereit waren, nicht aber über sexuelle Dinge. Ohne eine militärische oder für seine Probanden erkennbare fachliche Autorität ausgestattet, kam er an genau diesem Punkt nicht weit:

»Zu Äußerungen über das Sexualleben wollten sich trotz direkter Anfragen nur ganz wenige bewegen lassen – vielleicht aus einem nicht ganz unberechtigten Gefühl des Unbehagens gegenüber dieser Fragestellung; vielleicht aber noch mehr aus einer Verkenntung ihrer Wichtigkeit, selbst von ärztlicher Seite.«¹²³

Wie schon bemerkt, benannten durchaus nicht alle sexualwissenschaftlich interessierten »Feldbeobachter« solche und ähnliche Schwierigkeiten. Das war vor allem bei den Frontärzten der Fall, die sich in ihren Publikationen über die situativen Umstände und die Techniken des Interviews weitgehend bedeckt hielten. In der Regel findet sich lediglich die Angabe, dass sie in ihrer Eigenschaft als Ärzte »eher wie ein anderer [...] Offenbarungen aus dem Seelenleben der Krieger« hatten zusammentragen können.¹²⁴ Darüber aber, wie es ihnen im Einzelnen gelungen war, »das im grossen ganzen in sexuellen Dingen schwer erringbare Vertrauen«¹²⁵ der Soldaten gewonnen und hergestellt zu haben, erklärten sie ebenso wenig, wie sie sich über quantitative Aspekte der Befragung oder überhaupt im Hinblick auf Kriterien der Auswahl ihrer Probanden in die Karten schauen ließen. Dabei ist sicherlich zu bedenken, dass man im unmittelbaren Frontraum nicht über die Möglichkeiten von Lazarettärzten verfügte, halbwegs systematisch Befragungen durchzuführen. Dass dieses Problem in der Regel aber nicht thematisiert wurde und die Frontärzte wie alle anderen davon sprachen, dass ihnen »auf dem grossen Felde der Sexualwissenschaften [...] der Krieg ein grosser Lehrmeister« gewesen sei,¹²⁶ wird auch damit zu tun gehabt haben, dass sie den Wert ihrer

122 Ebd., Zitate 11f.

123 Paul Plaut, Psychographie des Kriegers, in: Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie 21, 1920, 1–123, hier 57. Zur Person weiter unten mehr.

124 Spier, Einfluß, 132.

125 Lißmann, Wirkungen, 6.

126 Ebd., 28.

Beobachtungen nicht geschmälert wissen wollten. Vielfach, so scheint es, verlief in ihren Untersuchungen die Grenze zwischen Umfrage, alltäglichen Gesprächen und Arzt-Patient-Befragungen eher fließend.

Durch den Krieg erlebte die Methodik sexualwissenschaftlicher Erhebungen in Gestalt des Schwenks von der schriftlichen Umfrage auf das Umfrage-Interview sowie auf die vermehrt soziale Gruppen übergreifende Befragung so etwas wie eine kleine Revolution. Nur zum Teil konnten die Sexualexperten dabei jedoch auf ein Mehr an methodisch abgesicherter Repräsentativität verweisen. Von wenigen Ausnahmen wie Marcuse oder Neisser abgesehen,¹²⁷ lässt sich das Gros der sich auf die Frontsoldaten beziehenden sexualwissenschaftlichen Kriegsstudien charakterisieren als analytisch im Zusammenhang interpretierte Kompilationen klinischer Gelegenheitsbeobachtungen und bei günstigen Gelegenheiten geführte Gespräche mit Frontsoldaten.

3.3 Die Stunde der zweiten Reihe: Sexualforschung im Frontraum

Während des Krieges widmeten sich mehrere Sexualforscher unmittelbar an der Front der Frage nach der Einwirkung des Krieges auf die sexuelle Sphäre. Im Einzelnen wurden in diesen Arbeiten Beobachtungen über die Reaktionen des Körpers und der Nerven auf die Sexualkonstitution ausgewertet; es wurde über Formen, Häufigkeit und Folgen sexueller Praktiken ebenso geforscht wie über Begleiterscheinungen von sexueller Abstinenz. Zwei Zugriffe dominierten dabei: Der eine fokussierte auf kulturelle Aspekte wie den Wandel der sexuellen Moral. Der andere rückte, was in den letzten Kriegsjahren auf zunehmendes Interesse stieß, primär medizinische Aspekte in den Vordergrund, insbesondere die Diagnostik und die Therapie funktioneller Sexualstörungen bei Kriegsteilnehmern.

Rein inhaltlich betrachtet, sind diese Schriften heute kaum mehr spektakulär. Dass die Jahre 1914 bis 1918 eine Erosion der bürgerlichen Sexualmoral und ein Bündel sexueller Nöte und Leiden bei Kriegsteilnehmern hervorriefen, die sich bald »zu einem Massenphänomen nie gekannter Dimensionen entwickelten«,¹²⁸ gehört längst nicht mehr zu den allein in ihrer alltagshistorischen Relevanz erkannten, sondern auch bereits gut untersuchten Themenkomplexen der historischen Weltkriegsforschung. Welche Folgen im Einzelnen die monatelange Trennung vom Ehepartner für das Geschlechterverhältnis hatte,¹²⁹ wie Soldaten mit ihrer »Sexualnot« umgingen,¹³⁰ wie in den Etappengebiete-

127 Marcuses Studie ist in dieser Beziehung bereits insofern hervorzuheben, als sie stichwortartig die geführten Gespräche wiedergibt und damit weitaus mehr als andere von seiner »Materialbasis« Zeugnis ablegt. Auch geht aus seiner Darstellung hervor, dass er sich im Jargon an seine jeweiligen Probanden anzupassen versuchte und sichtlich das Ziel verfolgte, Äußerungen unabhängig von der sozialen Herkunft zu werten.

128 Wolfgang U. Eckart/Max Plassmann, *Verwaltete Sexualität. Geschlechtskrankheiten und Krieg*, in: Melissa Larnier u.a. (Hg.), *Krieg und Medizin*, Göttingen 2009, 101–116, hier 101.

129 Siehe z.B. *Überegger*, *Krieg als sexuelle Zäsur*; für den Weltkrieg insgesamt auch die konzise Zusammenfassung bei *Martha Hanna*, *The couple*, in: Jay Winter (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 3: *Civil Society*, Cambridge 2014, 6–28.

130 Siehe *Sauerteig*, *Militär*.

ten an Ost- und Westfront die Prostitution um sich griff¹³¹ und auf welche Weise die Militärbehörden die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten in der Armee zu verhindern suchten,¹³² ist seit den 1990er Jahren Gegenstand eingehender historiographischer Studien geworden.

Im Folgenden wird deshalb auch weniger im Zentrum stehen, auf welche bislang möglicherweise weniger berücksichtigten Aspekte zur soldatischen Sexualität man in den Frontstudien der deutschen Sexologen trifft. Wie schon gezeigt, sind beim Blick auf die angewandten Erhebungsmethoden valide Rückschlüsse auf den Grad der Verbreitung dessen, was sie registrierten, ohnehin kaum herzustellen. Es soll vielmehr darum gehen, ihre Beobachtungen auf der Folie des Forschungsstands über Sexualität im Kriegsraum »gegen den Strich« zu lesen: In welchen Bildern und Kontexten berichteten sie von ihren Beobachtungen, bzw. inwiefern konnten sie hierüber unter den Bedingungen von Kriegsnationalismus und -zensur überhaupt berichten? Gegenüber wem legitimierten sie ihre Arbeiten? Und welche Relevanz sprachen sie ihren Forschungen in welchen Zusammenhängen zu?

Es war nicht die Prominenz der zeitgenössischen Sexualforschung, die aus erster Hand von der Front berichtete. Das konnte sie auch nicht: Die meisten bekannteren Sexologen, darunter auch diejenigen, die sich wie etwa Magnus Hirschfeld freiwillig für den Sanitätsdienst an der Front zur Verfügung gestellt hatten, aber nicht eingezogen worden waren,¹³³ sahen sich mit Kriegsbeginn in militärärztliche Einrichtungen im Reichsgebiet versetzt und verblieben dort zumeist über die gesamte Kriegsdauer.¹³⁴ Zwar wurden auch fernab der Front Mittel und Wege gefunden, sich über die Verhältnisse im Frontheer und in der Etappe zu unterrichten. So ist von Hirschfeld bekannt, dass er sich über Mittelsmänner Orientierung verschaffte,¹³⁵ und wie bereits skizziert, versuchten andere wie Marcuse oder Stekel sich ein Bild mit Hilfe eigener Sexualumfragen in Lazaretten an der »Heimatfront« zu machen. Einen unmittelbaren Einblick in die Lebenswelt der Soldaten an der Front aber erhielten fast ausschließlich jüngere Vertreter des Faches, Mediziner zumeist, die als »Frontärzte« eingesetzt worden waren. Kaum einer dieser Forscher – um einige Namen zu nennen: Julius C. Brunner, Ernst Ulitzsch, Hans Fehlinger, Gaston Vorberg – ist vorher oder später in einer Weise hervorgetreten, dass er sich in den Annalen der Fachgeschichte einen festen Platz gesichert hätte. Über ihre biographischen Hintergründe, wissenschaftlichen Prägungen und politischen Verortungen ist vergleichsweise wenig bekannt.

Das trifft auch auf die beiden Münchener Ärzte Ike Spier und Paul Lißmann zu, die im Folgenden im Fokus stehen werden. Dies geschieht einmal, weil sie sich mit Blick auf ihre jeweiligen Interessen und Adressaten als ein Gegensatzpaar der beiden dominierenden Fraktionen des Faches präsentieren, und dann, weil sie in ihrer zeitnahen

131 Siehe Benoît Majerus, *La prostitution à Bruxelles pendant la Grande Guerre. Contrôle et pratique*, in: *Crime, Histoire & Sociétés* 7, 2003, 5–42.

132 Siehe zusammenfassend Eckart/Plassmann, *Verwaltete Sexualität*, 103f. u. 109ff.

133 Vgl. [Magnus Hirschfeld], *Das W. h.-Komitee zur Kriegszeit*, in: *VbWHK* 15, 1915, 3–35, hier 29.

134 Von den ÄGeSe-Vorstandsmitgliedern scheint allein Otto Adler im Frontgebiet (an der Ostfront) eingesetzt worden zu sein. Siehe den Bericht von Albert Eulenburg, abgedr. bei Koerber, *Sitzungsbericht*.

135 Siehe [Hirschfeld], *Kriegszeit*, 29; *GK III*, 241.

publizistischen Produktivität über die »sexuelle Frage« an der Front hervorstechen und ihre unabhängig voneinander entstandenen Studien wissenschaftlich vergleichsweise stark wahrgenommen wurden. Dass sie selbst hingegen bald dem Vergessen anheimfielen und auch Kollegen kaum etwas Näheres über sie zu berichten wussten, ist daher erklärungsbedürftig. Im Falle von Spier scheint es damit zusammenzuhängen, dass er jung und von der Öffentlichkeit unbemerkt verstarb: 1920 mit 38 Jahren in einer Münchener Kuranstalt für Gemütskranke. Offenbar hatte er Suizid begangen.¹³⁶ Lißmann wiederum war in den zwanziger Jahren zwar in der lebensreformerischen Freikörperkulturbewegung kein Unbekannter – so beriet er die berühmten Emelka-Studios bei einigen Filmproduktionen¹³⁷ –, publizierte in engeren sexologischen Zusammenhängen jedoch kaum mehr. Als er 1929 in München starb, erschienen in sexualwissenschaftlichen Foren ebenfalls keine Nachrufe.¹³⁸ Nur in einigen Strichen lassen sich deshalb ihre Lebenswege und ihre wissenschaftlichen Profile nachzeichnen.

Isaak (»Ike«) Spier, Jahrgang 1882, in einer oberhessischen Kleinstadt als Sohn eines jüdischen Lehrers aufgewachsen, hatte sich nach seinem mit einer internistischen Promotion abgeschlossenen Studium 1909 in München als Arzt niedergelassen. Er war seit dieser Zeit jedoch auch wissenschaftsjournalistisch äußerst aktiv.¹³⁹ Spier gehörte zu den ständigen Mitarbeitern der Journale »Hyg« und »Kritische Rundschau« und schrieb daneben regelmäßig für führende Tageszeitungen wie die »Frankfurter Zeitung«, die »Münchener Neuesten Nachrichten« und das »Berliner Tageblatt«. Dagegen war er als wissenschaftlicher Autor vor allem in den einschlägigen Foren der Sexualforschung präsent.¹⁴⁰ Kurz vor Kriegsbeginn hatte er unter dem Titel *Die Sexualnot unserer Zeit* eine Auswahl seiner essayistischen Arbeiten ediert, die seit den frühen 1910er Jahren in den Zeitschriften »Geschlecht und Gesellschaft«, »Die neue Generation« und »Sexual-Probleme« erschienen waren. Immer verbunden mit dem Anspruch, auch eine kulturelle Zeitdiagnostik leisten zu wollen, hatte er sich dort über Sexualität im Sport, in der Mode, im Kino und im Tanzlokal geäußert, nationale Sexualkulturen miteinander verglichen, über die Behandlung der Syphilis gearbeitet, die Frage der Homosexualität

136 Spier verstarb im September 1920 im Sanatorium Neufriedenheim in München. Siehe die Akte: StaAM AG NR 1920/2396. Die Sterbeurkunde enthält ungewöhnlicherweise keine Angaben über die Todesursache, sondern den mysteriösen Vermerk, eine Krankenpflegerin »erklärte, die Leiche des Verlebten gesehen zu haben« (StaAM Standesamt München IV 1920/1575). Die naheliegende Vermutung eines Suizids mag auch erklären, weshalb Spiers Verlag neue Auflagen seiner Bücher ohne einen Hinweis darauf beließ, dass der Verfasser verstorben war.

137 Vgl. Karl Toepfer, *Empire of Ecstasy. Nudity and Movement in German Body Culture, 1910–1935*, Berkeley u.a. 1997, 58.

138 Das genaue Datum und die Umstände seines Todes sind unbekannt. Siehe die zu seiner Bestattung im November 1929 aufgegebene Anzeige der Kameradschaft seines Bayerischen Landwehr- und Infanterieregiments in: BHStaA/Kriegsarchiv OP 32294.

139 Vgl. zu Spier Richard Kühl, Art. »Isaak Spier«, in Sigusch/Grau (Hg.), *Personenlexikon*, 661–663, ders., *Die Physik des Sexuellen. Personalbibliographie Ike Spier(-Irving)*, in: Ludger M. Hermanns/Albrecht Hirschmüller (Hg.), *Vom Sammeln, Bedenken und Deuten in Geschichte, Kunst und Psychoanalyse*, Stuttgart 2013, 85–93.

140 Zwischen 1909 und dem Ersten Weltkrieg lassen sich bis dato – siehe die Bibliographie bei Kühl, *Physik* – knapp 50 Beiträge Spiers in Zeitungen und Zeitschriften nachweisen.

behandelt und vieles mehr.¹⁴¹ Über das fachliche Ansehen des vielschreibenden Autors liegen denn auch unterschiedliche Äußerungen vor. Einige zentrale Figuren der Sexualforschung, darunter so grundverschiedene Akteure wie Max Marcuse, August Forel und der GeSex-Mitbegründer Josef Bernhard Schneider, scheinen seine Arbeiten geschätzt zu haben.¹⁴² Zu seinen Vorzügen wurde vor allem seine Beobachtungsgabe gerechnet, über die er »gleichsam wie auf photographischer Platte kulturgeschichtliche Tatsachen der Jetztzeit« zu offerieren vermöge.¹⁴³ Doch war der Nachwuchswissenschaftler nicht unumstritten. Dass er beim Aufstellen von Thesen »etwas stark aufträgt«, wie Hirschfeld einmal schrieb,¹⁴⁴ gibt sinngemäß einen in der Vorkriegszeit gegen ihn erhobenen Einwand wieder. Kritische Stimmen sprachen von einem Publizisten, der aus Lust an der Provokation zu Überzeichnungen neige und überdies mehr kompilatorisch als mit eigener empirischer Grundlage arbeite.¹⁴⁵

Während Spier zum Umfeld Marcuses und Molls zu zählen ist, gehörte Paul Lißmann dem Hirschfeld-Flügel an. Jahrgang 1879, war der gebürtige Münchener 1903 mit einer von dem Pathologen Otto von Bollinger betreuten Arbeit promoviert worden, hatte sich anschließend jedoch als Nervenarzt ausbilden lassen.¹⁴⁶ In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg hatte er damit begonnen, sich im WhK¹⁴⁷ und im Münchener »Ärztlichen Verein«¹⁴⁸ sexualpolitisch zu engagieren. Als Sexualforscher wiederum arbeitete Lißmann im Vergleich zu Spier weniger breit gefächert. Dafür galt er auf seinem Fachgebiet, der Therapie funktioneller Sexualstörungen bei Männern, als ein Praktiker mit grundsolidem Ruf. Auch war sein Name über Fachkreise hinaus nicht ganz unbekannt geblieben: Lißmann hatte den »Antipolut« erfunden, einen elektronischen »Wecker«, der auf Erektionen reagierte und der Vermeidung sogenannter Pollutionen im Schlaf dienen sollte.¹⁴⁹ Auch war er 1914 der in Deutschland wohl überhaupt erste Arzt gewesen, dessen Name in einer Werbekampagne für ein Potenzmittel auftauchte.¹⁵⁰

Als er sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger meldete, war Lißmann 35 Jahre alt. Er diente bis Kriegsende fast durchgehend als Bataillonsarzt eines bayerischen Infanterieregiments an der Westfront, wobei er u.a. an den Kämpfen in den Vogesen und im

141 *Ike Spier*, *Die Sexualnot unserer Zeit*, München 1914.

142 Siehe [Josef Bernhard] *S[chneider]*, Rezension von Spier, *Die Sexualnot unserer Zeit*, in: *Sexualreform* 9, 1914, 91–92; *Max Marcuse*, *Die zerstörerische und verbrecherische Gewalt der Sexualität*, in: *Archiv für Kriminal-Anthropologie* 56, 1914, 82–84. Bei Forel weist die Beteiligung an einem von Spiers größeren Editionsprojekten (*Die Schule der Ehe*, 1919) auf Wertschätzung hin.

143 *Schneider*, *Sexualnot*, 92.

144 Diese Kritik bezog sich auf Spiers Äußerungen über die Sexualkultur in den USA. GK III, 215.

145 Exemplarisch: *Hermann Rohleder*, Rezension zu Spier, *Die Sexualnot unserer Zeit*, in: *Reichsmedizinalanzeiger* 42, 1914, 214.

146 Personalakt Paul Lißmann, BHStaA/Kriegsarchiv OP 32294.

147 Zeitweilig gehörte er dem WhK-Obmännerkollegium an. Verweise in *Dobler*, *Prolegomena*, 248.

148 Hier hatte er vor 1914 einer Schulkommission angehört und Vorschläge für die sexuelle Aufklärung im Unterricht entwickelt. *Paul Lißmann*, *Sexualität und Schule*, in: Friedrich Crämer (Hg.), *Arzt und Schule. Ziele und Erfolge der Schulkommission des Ärztlichen Vereins München auf dem Gebiete des Mittelschulwesens*, München 1914, 78–84.

149 Vgl. *Oskar F. Scheuer*, *Mittel und Wege zur Steigerung wie zur Herabsetzung des Geschlechtstriebes*, in: *Sittengeschichte des Intimsten*, Wien/Leipzig 1929, 233–298, hier 292f.

150 Vgl. *Herzer*, *Zeit*, 307.

Oberelsass teilnahm und zwischenzeitlich als abkommandierter Arzt in verschiedenen Front- bzw. Reservelazaretten tätig gewesen war.¹⁵¹ Die genauen Kriegsverwendungen Spiers, der sich bei Kriegsbeginn im Alter von 32 Jahren ebenfalls freiwillig gemeldet hatte, sind dagegen unbekannt.¹⁵² 1915 zeichnete er als »Feldarzt Dr. Spier, z. Z. östlicher Kriegsschauplatz«.¹⁵³ Publikationen aus dem Jahr 1916 zeigen ihn in einem Feldlazarett an der Westfront in Frankreich und im belgischen Etappengebiet.¹⁵⁴ Etwa seit Mitte 1917 war er, offenbar vom Kriegsdienst freigestellt, wieder in München tätig.¹⁵⁵ Berührungspunkte der beiden Ärzte sind nicht bekannt, weder vor noch während des Krieges. Beide aber nahmen die Kriegssituation schon bald als eine Möglichkeit wahr, den Faden ihrer Vorkriegsstudien wieder aufzunehmen.

Von Spier erschienen bereits 1915 erste Beiträge über den »Krieg in der Sexualbilanz«. Bis Kriegsende folgten ein halbes Dutzend Aufsätze und eine monographische Darstellung.¹⁵⁶ Eigenen Äußerungen zufolge setzte sein Interesse an den Einwirkungen des Krieges bei Frontsoldaten ein, als sich um die Jahreswende 1914/15 der Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg als dauerhafter Zustand abzeichnete und sich damit zugleich die Annahmen von einem kurzen Krieg als falsch herausgestellt hatten. Die von ihm zu Beginn des Krieges mit vielen anderen Vertretern der Forschungsdisziplin geteilte Prognose eines mit dem Krieg für »Sexualneurastheniker« verbundenen heilsamen »Stahlbads der Nerven« wurde für ihn hierdurch in Frage gestellt. Diese Annahme hatte auf der Sublimierungsthese und damit auf einem nach dem »Dampfkessel«-Prinzip funktionierenden Konstrukt des Sexuellen gegründet, wonach der Sexualtrieb im Kampferlebnis kanalisiert und sexuelles Verlangen als solches dadurch aufgehoben werde. Dies aber, so Spier, gelte nur für den kurzen Bewegungskrieg.¹⁵⁷ Der Stellungskrieg hingegen, der eine solche Triebabfuhr ungleich weniger ermögliche und durch temporäre Ablösungen von der Front für Soldaten im Hinterland und in der Etappe Pausen vom Frontdienst schaffe, habe die Frage nach sexuellen Bewusstseinsregungen bei Frontsoldaten erst als akut erscheinen lassen. Während »die harten Anforderungen eines Bewegungskrieges zuerst auf die Sexualsphäre lähmend« wirkten, erwüchsen »im Stellungskriege, wo bei Soldaten, Offizieren wie Mannschaften, durch verhältnismäßig viel Ruhe, reichliche Ernährung, wenig geistige Ablenkung sich eine gewisse Trägheit und physische Sättigung erzeugt, starke sexuelle Forderungen«.¹⁵⁸ Spier ging

151 Personalakt Paul Lißmann, BHStA/Kriegsarchiv OP 32294.

152 In den als vollständig erhalten geltenden Personalunterlagen des Bayrischen Kriegsarchivs in München findet sich kein Hinweis auf Spier. Das verweist darauf, dass er von seinem hessischen Stamm-Regiment eingezogen wurde. Nachweislich wurde seine Ende 1914 eingegangene »Kriegsehe« in Darmstadt geschlossen. StAM Melderegister (Isaak Spier).

153 Spier, Gesundheitliche Zustände im russischen Kriegsgebiet, in: Kosmos 12, 1915, 173–176.

154 I. Spier-Irving, Ein schwerer Tag. Aus dem Schaffen eines Feldlazarets, in: Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild Nr. 97, 1916, 766–768; ders., Frohes Brüssel!, in: Heimat und Welt 3, 1916, 236–237.

155 Siehe Spier-Irving, Irrwege, 6.

156 I. Spier, Der Krieg in der Sexualbilanz, in: Die Gegenwart 44, 1915, 744–746; Spier-Irving, Irrwege.

157 Nach Spiers Beobachtungen aus der frühen Phase des Krieges habe sich die These bestätigt, »dass im Bewegungskrieg mit seinen Strapazen, starken körperlichen und seelischen Leistungen die Sexualität schwinden, bis auf einen Rest sich mindern kann.« Spier-Irving, Irrwege, 75.

158 Spier, Einfluß, 130; ähnlich Vorberg, Geschlechtsleben, 10.

es zugleich darum, nachfolgenden Generationen einen historischen Beitrag aus sexologischer Sicht darüber zu liefern, »welche unsagbaren Qualen der Krieg einer leidenden Menschheit« aufbürdet. Anhand der bei Kriegsteilnehmern beobachteten sexuellen Leiden wollte er die »Züge des Zeitgesichts demaskieren« und »Rückschlüsse auf die Gesamtseele«¹⁵⁹ seiner Gegenwart ermöglichen.

Lißmann wiederum glaubte, dass die Vorkriegsdebatte um mögliche Folgen von sexueller Abstinenz auf die Gesundheit¹⁶⁰ anhand von Beobachtungen bei Soldaten auf ein Ergebnis zusteuern werde. Er interessierte sich aus diesem Grund für die Frage, welche funktionellen Sexualstörungen sich bei Kriegsteilnehmern feststellen ließen.¹⁶¹ Keinem von beiden – das lässt sich bereits hier festhalten und lässt die im Krieg aufrecht erhaltene Kontinuität einer »Arbeitsaufteilung« zwischen Sexualwissenschaft und DGBG-Aktiven¹⁶² hervortreten – ging es aber primär um die Frage, wie sich Geschlechtskrankheiten in der Armee eindämmen ließen.

3.3.1 Funktionelle Sexualstörungen: Der »neurosexologische« Blick auf den Krieg

Methodisch verfuhr Lißmann bei seinen »neurosexologischen Feldbeobachtungen«¹⁶³ zunächst nicht anders als Spier bei seinen Recherchen. Unabhängig voneinander betrieben beide eine gleichsam seismographische Vermessung der Libido des »Kriegers« in verschiedenen Kriegsräumen und -phasen. Dabei ähnelten sich die wissenschaftlichen Zugriffe der zwei Ärzte zunächst stark. So wurden von beiden drei relevante »Zonen« ausgemacht – das Frontgebiet, die (städtische) Etappe und schließlich die »Heimat«, in der der Soldat im Urlaub weilte. Beide widmeten ihre besondere Aufmerksamkeit Unterschieden bei Offizieren und Mannschaften und stellten jeweils zwei Untergruppen heraus, die Verheirateten und die Ledigen. Aber hier hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf. So verzichtete Lißmanns Zugriff beinahe vollständig auf eine Einbeziehung dessen, was bei Spier im Zentrum stand: die außerordentliche Situation des Krieges an sich, die Herausbildung einer spezifischen Sexualmoral der »Feldgrauen«, die psychologische Dimension der Trennung vom Ehepartner bei verheirateten Soldaten. All das waren Aspekte, die aus Lißmanns »rein« medizinischem Blick herausfielen.

Entsprechend skelettiert lesen sich heute Lißmanns Mitteilungen. Wenig um »Kontext« bemüht, stehen Erektionen und Pollutionen im Schützengraben unverbunden neben mechanischen Reizungen der Genitalien bei Märschen; Ejakulationen bei beben der Erde nach Minenexplosionen oder Artilleriebeschuss neben »Kopfbenommenheit, Reizbarkeit, Hodensensationen, Verstimmungen usw.«, die als Begleiterscheinung von sexueller Abstinenz im Verbund mit eiweißhaltiger Ernährung und Alkoholkonsum registriert wurden (und die bei längerer sexueller Abstinenz im Feld zu regelrechter »Pol-

159 Spier-Irving, Irrwege, 6.

160 Vgl. zu dieser Auseinandersetzung eingehend Hill, »Doctor«; siehe auch Dickinson, Sex, Freedom, and Power, 262f.; Sauerteig, Militär, 202ff.

161 Vgl. Lißmann, Wirkungen, 5f.

162 Siehe Kap. II.5.

163 Lißmann, Wirkungen, 9.

lutionshypochondrie« geführt haben sollen).¹⁶⁴ Der schemenhaft bleibende Krieg findet Eingang allein dort, wo es Lißmann darum geht, seine Befunde zu plausibilisieren, etwa bei der Frage nach homosexuellen Surrogathandlungen oder der Onanie im Feld:

»Wer im Felde in solchen Frontabschnitten dabei war, der kennt die dichte Anhäufung der Mannschaft in dem Waldlagerleben, das den Mann und wenigstens die jüngeren Offiziere sich nie allein überließ. Die Postenbesetzung, die gemeinsamen Unterstände zum Tag- und Nachtaufenthalt, die Öffentlichkeit der Latrine, die Gemeinsamkeit der Mahlzeiten verhinderte durch das Niealleinsein aufs allerwahrscheinlichste jede wenigstens peripher mechanische Onanie.«¹⁶⁵

So nehmen auch die Prostitution in den besetzten Gebieten und die sexuellen Ausschweifungen von Soldaten keinen nennenswerten Raum ein. Man erfährt, dass Lißmann in Etappen-Bordellen Zwangsprostituierte befragen ließ, wie diese die sexuelle Potenz solcher Soldaten einschätzten, die gerade einen Fronteinsatz hinter sich hatten.¹⁶⁶ Aber bereits das Problem der Geschlechtskrankheiten mitsamt der Umstände, die ihre Verbreitung ermöglichten, interessierte ihn »nur indirekt, insofern ihr Umsichgreifen späterhin auch sexualmechanistische Folgen haben wird«.¹⁶⁷ Nach diesem Muster werden auch Veränderungen in seinem Beobachtungsmaterial, die sich durch den Kriegsverlauf erklären, nur knapp angesprochen. Ein Beispiel stellen die Folgen der verschlechterten Ernährungssituation 1916/17 dar,¹⁶⁸ die auf wenigen Zeilen in Form einer gleichsam mathematischen Rechnung behandelt werden: Schlechtere Ernährung durch die Feldküche, weniger Liebesgabenpakete aus der Heimat, weniger Prozent in den ausgegebenen alkoholischen Getränken – da »verstummt allmählich ihre Klagen«; die Soldaten hatten weniger Pollutionen.¹⁶⁹

Zugeständnisse an die Kriegszensur sind dabei unwahrscheinlich. Lißmann publizierte in einem medizinischen Kontext zu einem Zeitpunkt, als von den Zensurbehörden durchaus bereits rigider als noch in der frühen Kriegsphase eingegriffen wurde. Nachdem man sich zunächst vorrangig auf die Praxis von Ausfuhrverboten konzentriert und dabei solche medizinischen Druckschriften im Blick hatte, »die für die Kriegsführung des feindlichen Auslandes von Nutzen sein können«,¹⁷⁰ waren Fachzeitschriften

164 Vgl. Lißmann, Feldbeobachtungen. Im Folgenden aufgrund der größeren Ausführlichkeit bei inhaltlicher Übereinstimmung zitiert: Lißmann, Wirkungen.

165 Lißmann, Wirkungen, 14.

166 Ebd., 10.

167 Ebd., 23.

168 Siehe hierzu *Gustavo Corni*, Art. »Ernährung«, in: *Hirschfeld/Krumeich/Renz* (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 461–464, hier 464; *Alan Kramer*, *Blockade and economic warfare*, in: *Jay Winter* (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 2, Cambridge 2014, 460–489.

169 Lißmann, Wirkungen, 7.

170 Chef des Stabes an die militärischen Überwachungsstellen beim Bahnpostamt I München vom 6.10.1915, BStAK Stellv. Gen. K. I.A.K. 1858. Vgl. *Roswitha Reinbothe*, *Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a.M. u.a. 2006, 113–123. Zur Zensurpraxis in Bezug auf die Medizin auch *Christoph Cornelißen*, *Militärzensur der Presse im Deutschen Kaiserreich während des Ersten Weltkriegs*, in: *Michael Andel u.a.* (Hg.), *Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation. Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit in Deutschland und Tschechien seit 1871*, Essen 2005, 33–50, hier 39.

von 1916 an durch eine Richtlinie der Medizinal-Abteilung im Kriegsministerium dazu angehalten worden, jene ärztlichen und medizinischen Themen vorsichtig oder überhaupt nicht zu behandeln, die an der »Heimatfront« Ängste und Verunsicherungen auslösen oder der Entente genauere Rückschlüsse über Schwierigkeiten in der deutschen Ernährungs- und Gesundheitsversorgung erlauben könnten.¹⁷¹ Was an Lißmanns Mitteilungen jedoch ins Auge sticht, ist ja gerade die akribisch geschilderte Bandbreite des physiologisch Beobachteten, und dies unter Offenlegung der Ernährungs- und Gesundheitsverhältnisse an der Front. Es dürfte überhaupt schwierig sein, eine vergleichbar genaue symptomatologische Chronik größerer, kleiner und kleinster sexueller Beschwerden von Soldaten in Kriegsräumen aufzufinden. Auch legitimierte Lißmann seine Forschungen nicht vor dem Hintergrund einer dem Krieg allgemein attestierten Zone der Gefahr, die zuerst die sexuelle Disziplinierung und dann die Gesundheit der Truppe untergrabe. Seine Mitteilungen lassen sich insofern kaum als eine mit dem Ziel der Beruhigung motivierte Tatsachenschilderung lesen, dass beispielsweise in den Frontabschnitten – manche litten unter Pollutionen, aber niemand onaniere, niemand suche homosexuelle Kontakte – unter »sittlichen« Gesichtspunkten alles soweit »unter Kontrolle« sei.

Sieht man darüber hinaus von der Analyse von Sexualstörungen als Folge von unmittelbar körperlichen Kriegsverletzungen durch Waffeneinwirkung ab,¹⁷² notierte Lißmann solche sexuellen Auffälligkeiten, die in seinen Augen direkt auf das Kriegsgeschehen zurückzuführen waren, durchweg als klinisch irrelevante Phänomene: also Erektionen, unfreiwillige Ejakulationen und andere sexuell anormale Reaktionen beispielsweise bei Artillerie- oder Granatbeschuss, die spontan auftreten konnten, die aber nicht als funktionelle sexuelle Störungen im eigentlichen Sinne klassifizierbar waren und ihn deshalb in einem medizinischen Sinne auch nicht weiter beunruhigten.¹⁷³ Aus diesen Gründen erscheint die Prüfung nach Zensurzugeständnissen weniger zentral als die Frage, wem eigentlich ein so detailliert dokumentiertes Wissen über die physiologisch-sexuelle Reaktionsbreite bei den Frontsoldaten »nützen« sollte.

Tatsächlich wird die Mitteilungsakribie erst verständlich vor dem Hintergrund, dass Lißmann die Kriegssituation sehr viel mehr als Gelegenheit zur vertiefenden Beschäftigung mit einschlägigen Forschungsfragen der Vorkriegszeit begriff, als dass für ihn umgekehrt »der Krieg« in seiner Wirkung auf die Sexualkonstitution der Untersuchungsgegenstand war. Dass Lißmann seine Beobachtungen nicht als Beschreibung spezifischer oder genuiner Kriegsleiden verstanden wissen wollte, wird anhand seiner ätiologischen Mitteilungen ersichtlich. Denn hier spielte der Krieg als solcher kaum eine Rolle. So sehr es ihn auch überraschte, als er von Prostituierten in den besetzten Gebieten erfuhr, »dass direkt von der Front [...] kommende Männer durchaus nicht

171 Vgl. Reinbothe, Wissenschaftssprache, 122ff.

172 Dazu ausführlich: Kap. III.3.4.

173 Das erkennt Jason Crouthamel (The Great War, 72f.). So ist u.a. auch erklärlich, weshalb Paul Lißmann Anfang 1918 einen Sexualratgeber für Männer publizierte, womit er zwar einem Zeitbedürfnis folgte, den Krieg selbst aber nicht vorkommen ließ. Siehe ders., Briefe an sexopathologische Männer. Briefe aus der Praxis, Berlin 1918.

die erwartete Sexualkraft, vielmehr recht häufig mangelnde oder mangelhafte Erektionen zeigten«, ¹⁷⁴ so wenig maß er dabei dem, was die Soldaten an der Front erlebt hatten, einen Stellenwert bei. Vielmehr meinte er mit neurologisch geschultem Blick diese funktionellen Störungen ebenso wie solche, von denen ihm verheiratete Kriegsteilnehmer nach Heimaturlauben berichteten, auf eine »Entwöhnung im Sinne der chemischen Erotisierung als Abstinenzfolge« – mithin auf organische Ursachen – zurückführen zu können. ¹⁷⁵ Auch »erworbener« Nervosität räumte der Mediziner mit Blick auf ihre Ursprünge und Äußerungen keine eigentlich auf den Krieg bezogenen Spezifikationen ein. Soldaten, die beunruhigt an ihn herangetreten waren, weil sie in Kampfsituationen ungewöhnliche sexuelle Reaktionen an sich beobachtet hatten, forderte er auf, sich an ihre Nervosität zu Schulzeiten zu erinnern: »Die Zusammenhänge der Angst mit der Sexualspannung«, erklärte er ihnen dann, seien »längst aus den Beobachtungen bekannt, nach denen Schüler bei schweren, unter dem Druck einer festgelegten Zeit zu fertigenden Arbeiten über sexuelle Reizempfindung bis Ejakulationen berichten«. ¹⁷⁶

Mit dieser das Kriegererleben als irgendwie spezifisches Erleben oder gar Trauma ausblendenden Sichtweise stand Lißmann als Sexualwissenschaftler während des Krieges keineswegs allein. Dass es insbesondere beim Blick auf die bei Soldaten auftretende Impotenz »nicht angängig« sei, diese »gesondert« von der Impotenz im Frieden zu betrachten, sahen auch andere Vertreter des Faches als begründet an, »da der einzige Unterschied [in] der größeren Massenhaftigkeit und Häufigkeit« liege. ¹⁷⁷ Die Gründe für diese augenfällige Leerstelle des Krieges gerade in seiner psychisch traumatisierenden Dimension waren verschiedene.

Offenkundig ist zunächst, dass Lißmann bei seinen Zugängen an den zu Kriegsbeginn formulierten Grundüberlegungen festhielt, die eine wissenschaftliche Enquete-Kommission um Albert Neisser mit dem Ziel formuliert hatte, die Folgen von sexueller Enthaltsamkeit auf die Gesundheit anhand von Beobachtungen bei Kriegsteilnehmern untersuchen zu wollen. »Gewiss«, meinte Lißmann noch 1919 in Übereinstimmung mit der Enquete,

»gab es auch im Frieden zahlreiche Fälle von erzwungener Enthaltsamkeit, Krankheit oder Fernsein der Gattin oder weiblichen Partnerin, an denen man die Wirkungen der unfreiwilligen Sexualabstinenz studieren konnte, aber erstens war die Zahl dieser Männer nicht gross und zweitens ihre Enthaltsamkeit nicht sicher verbürgt. Die Kriegsverhältnisse haben jedoch Tausende von Männern auf kürzere, aber oft auch lange Zeit

174 Lißmann, Wirkungen, 10.

175 Ebd. Damit sah Lißmann frühere Ergebnisse von Leopold Löwenfeld bestätigt, wonach zu Beginn von Urlauben sexuelle Funktionsstörungen häufig vorkämen, sich dann aber wieder legen würden. Diese »Selbstheilung« war für Lißmann einer der Faktoren, die es »sicher« erscheinen ließen, »dass es sich bei dies[e]r Erektionsschwäche um eine Abstinenzfolge durch Entwöhnung und nicht um eine psychische oder Erschöpfungsform handeln kann«; Lißmann, Feldbeobachtungen, 296; ähnlich auch Erwin Wexberg, Neurologische Erfahrungen im Felde, in: WmW 66, 1916, 1410f., hier 1411.

176 Lißmann, Wirkungen, 12.

177 Iwan Bloch, Über traumatische Impotenz, in: Zfs 5, 1918/19, 135–141, hier 137.

zur totalen Abstinenz gezwungen, wobei eben auch [...] die Möglichkeit zur Masturbation mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschaltet war.«¹⁷⁸

Zweifel am Nutzen dieser Untersuchungen wurden während des Krieges zwar durchaus artikuliert.¹⁷⁹ Aber innerhalb der Sexualforschung attestierten nur wenige Kritiker, darunter der Arzt Felix Theilhaber, den Initiatoren der Kommission mit unverblümter Deutlichkeit, »umsonst viel Staub aufgewirbelt« zu haben. Was die Enquete vollkommen übersehen habe, sei der folgende Umstand, so Theilhaber 1915 in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft«:

»So weit ist die Neurologie noch nicht, daß sie die Insulte, die der Krieg als solcher (Schreck, Überanstrengung) auslöst, restlos von den Wirkungen pathologischer Sekretion absondert. Und ich glaube auch nicht, daß der Anstoß, labile Nervensysteme erkranken zu lassen, in zu großer Zahl aus der Abstinenz hervorgeht. Die Enquete der Gesellschaft kann uns dazu nichts sagen und die Pathologie der abstinenter Neurastheniker kann auch ohne Krieg an reichhaltigem Material geprüft werden (viel besser sogar!).«¹⁸⁰

Doch dieser Einwand, dass es nicht möglich sei, den »Krieg als solchen« aus dem Zugschnitt von Abstinenz-Studien herauspräparieren zu können, stieß offenbar deshalb auf wenig fruchtbaren Boden, weil in den Jahren vor dem Weltkrieg auf dem Feld der Potenzforschung die Endokrinologie im Aufwind war. Nachdem Internisten und Neurologen um die Jahrhundertwende bereits psychische Faktoren in der Ursachenanalyse funktioneller Sexualstörungen weitgehend in den Hintergrund gedrängt hatten, da sie der Nervosität mehr Gewicht beimaßen,¹⁸¹ wurde kurz vor dem Weltkrieg durch die mit dem Namen des Wiener Physiologen Eugen Steinach verbundene Hormonforschung auch die Nervosität als Ursache fundamental in Frage gestellt. In den Augen vieler Experten schien sich nun »eine Abhängigkeit des Seelischen vom Stofflichen auf[zutun], wie man sie früher nie für möglich gehalten hätte.«¹⁸² Das Sexuelle schien als Produkt

178 Lißmann, Wirkungen, 5f.

179 Bis Oktober 1915 war der Neisser'sche Fragebogen »von im Felde stehenden Kollegen« rund 3.200 Mal infolge eines in der »Münchener medizinischen Wochenschrift« veröffentlichten Aufrufs angefordert worden. Siehe Albert Neisser, Offener Brief an Herrn R. Schäffer in Berlin, in: MmW 62, 1915, 1552–1553, hier 1552. Die Kritik an der Umfrage bezog sich dagegen in erster Linie auf eine von dieser Befragung ausgehende sittliche Gefährdung der Soldaten und die Voraussehbarkeit des Ergebnisses. Vgl. auch Eckart, Medizin und Krieg, 214f.

180 Felix A. Theilhaber, Krieg und sexuelle Abstinenz, in: Zfs 2, 1915/16, 463–464, hier 464. In diese Richtung argumentierte auch Leopold Löwenfeld, Bemerkungen über die von der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten unternommene Sammelforschung in betreff der sexuellen Abstinenz, in: MmW 62, 1915, 1521–1522. Löwenfeld machte darauf aufmerksam, »dass die Kriegsteilnehmer unter Lebensverhältnissen sich befinden, welche wesentlich von ihren gewöhnlichen sich unterscheiden und daher auch die Art, wie die Abstinenz ertragen wird, von erheblichem Einflusse sein müssen«. Diese »meines Erachtens nageliegende Tatsache« sei, so Löwenfeld, von der Enquete-Kommission »nicht oder wenigstens nicht genügend in Erwägung gezogen« worden. Ebd., 1521f.

181 Vgl. Putz, Verordnete Lust, 38.

182 Hirschfeld, Sexualpathologie, Bd. 1, VI.

eines »inneren Chemismus« freigelegt worden zu sein – als Äußerung einer mechanistischen, naturwissenschaftlich »exakt« beforschbaren Hormon- und Hirnsteuerung.¹⁸³ Verschiedene Mediziner, in der Sexualforschung allen voran Iwan Bloch, meinten in der Folge, dass »die ganze Lehre von der Impotenz« einer Revision bedürfe, da die Erkenntnisse Steinachs »die bisher hauptsächlich von Psychotherapeuten und Neurologen in Anspruch genommene »psychische Impotenz« der Domäne der Organotherapie in allererster Linie zuweisen«.¹⁸⁴

Wie das Beispiel Lißmann zeigt, hatte dies nicht nur Auswirkungen auf die Behandlung funktioneller Sexualstörungen – Präparate wie »Testogan«, ein auf Yohimbingrundlage von Bloch entwickeltes »organ-chemotherapeutisches« Mittel gegen Impotenz, kamen 1914 auf den Markt und wurden während des Krieges an Soldaten getestet¹⁸⁵ –, sondern auch auf den ätiologischen Blick. Hierin ist aber nur *ein*, wenn auch wohl wesentlicher Grund zu erkennen, weshalb auf das Kriegserleben zurückgehende psychische Faktoren kaum eine Rolle in der sexualwissenschaftlichen Rezeption spielten. Doch kamen weitere Gründe hinzu, wie anhand von Wortmeldungen gegen Kriegsende deutlich wird, in denen dieser Ursachenforschung allmählich widersprochen wurde.

Bis 1917 rückten sexuelle Funktionsstörungen als Kriegsfolge insgesamt kaum in das Blickfeld der deutschen Kriegsklinik. Sexuelle Impotenz bei Kriegsteilnehmern war bis dahin so gut wie ausschließlich ein Feld der mit den Folgen von Verwundungen im Urogenitalbereich konfrontierten Kriegschirurgie gewesen. In der Kriegspsychiatrie spielten Potenzstörungen bis dahin eine untergeordnete Rolle im Zusammenhang mit Erschöpfungssyndromen.¹⁸⁶ Kamen einzelne Ärzte hierauf zu sprechen, waren ihre Wortmeldungen überdies keineswegs im Ton einer Alarmierung gehalten.¹⁸⁷ Das änderte sich auch nur zögerlich, nachdem sich im Frühjahr 1917 Mediziner unterschiedlicher Provenienz unabhängig voneinander in Fachzeitschriften zu Wort gemeldet hat-

183 Dazu näher: Dickinson, Sex, Freedom, and Power, 247 u. 250f.; Herrn, Sex als Hormonreflex; Rüdiger Lautmann, Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur, Weinheim/München 2002, 36ff.; Florian Mildenberger, Art. »Eugen Steinach«, in: Sigusch/Grau (Hg.), Personenlexikon, 663–665.

184 Zit. nach Putz, Verordnete Lust, 163.

185 Siehe Iwan Bloch, Weitere Mitteilungen zur Behandlung der sexuellen Insuffizienz mit Testogan und Thelygan, in: Medizinische Klinik 12, 1916, 73–74; ders., Neue Beobachtungen über die spezifische Wirkung von Testogan und Thelygan, in: Medizinische Klinik 14, 1918, 319–32; Lißmann, Wirkungen, 11. Vgl. dazu auch Grau, Iwan Bloch, 23; Sigusch, Geschichte, 286.

186 Siehe Karl Bonhoeffer, Erfahrungen aus dem Kriege über die Ätiologie psychopathologischer Zustände mit besonderer Berücksichtigung der Erschöpfung und Emotion, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 73, 1917, 77–95, hier 81.

187 Vgl. Hans Fehlinger, Krieg und Geschlechtsleben, in: ZfS 3, 1916/17, 124–127; auch John V. H. Dippel, War and Sex. A brief History of Men's Urge for Battle, New York 2010, 181f. Tatsächlich war eher das Gegenteil von Alarmierung der Fall. Fehlinger leitete 1916 aus der Verbreitung sexueller Ermüdungserscheinungen bei Frontsoldaten die Schlussfolgerung ab, dass in der Etappe allzu restriktive Maßnahmen der deutschen Besatzungsbehörden in Belgien und Nordfrankreich gegen Frauen, die der heimlichen Prostitution verdächtig waren, »nur unnötig viel böses Blut machen. Die psychische Verfassung des Frontsoldaten schützt ihn vor Ausschweifungen.« Fehlinger, Geschlechtsleben, 127.

ten und erstmals Rückschlüsse darauf zuließen, mit welcher Dimension der Verbreitung man es überhaupt zu tun hatte. So wies im März 1917 der Neurologe Wilhelm Mayer in der »Münchener medizinischen Wochenschrift« darauf hin, dass Störungen der Sexualfunktion bei Kriegsversehrten zu Unrecht allein mit Verletzungen in der unmittelbaren »Sexualsphäre« (Urogenitalbereich) in Verbindung gebracht worden seien. Er berichtete von 150 potenzgestörten Soldaten, die im Reservelazarett Tübingen behandelt worden waren und in der überwiegenden Zahl nicht derartige Verletzungen aufwiesen.¹⁸⁸ Mayer meinte vielmehr eine Korrelation zwischen sexuellen Funktionsstörungen und »Erkrankungen bzw. Verletzungen des Zentralnervensystems« erkannt zu haben¹⁸⁹ und interpretierte die beobachteten Störungsbilder als Folgen organischer Veränderungen nach Granat- und Gewehrschussverletzungen. Eindeutig erschien ihm dieser Zusammenhang bei einer Reihe von Kopfschussverletzungen.¹⁹⁰

Einen Monat darauf, im April 1917, sprach der innere Mediziner Friedel Pick auf einer Sitzung des »Vereins deutscher Ärzte« von ähnlichen Beobachtungen, die er als Chefarzt eines Roten-Kreuz-Spitals in Prag gemacht hatte. Pick wollte die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass es sich bei Impotenzleiden um eine in der Armee und ihren Lazaretten weithin übersehene, weil beschwiegene Erkrankung handele. Diese habe sich in der Zwischenzeit jedoch zu einem Massenphänomen entwickelt: Bisher, so Pick, habe jedes Kriegsjahr »für den Internisten des Hinterlandes gewisse Krankheitstypen auffallend hervortreten lassen«. Nach Neurosen und Infektionen im Jahr 1914, Nieren- und Herz-/Kreislaufkrankungen 1915 sowie Malaria und Skorbut 1916 seien es nun im vierten Kriegsjahr »Klagen über Störungen der Sexualfunktion verschiedener Intensität«:

»Ziemlich typisch wiederholt sich der Vorgang, daß einige Zeit nach seiner Ankunft an der Abteilung, wenn er sich schon etwas eingelebt hat und sich nicht mehr so fremd fühlt, ein Patient sich vor einem aufpflanzt und um eine Unterredung unter vier Augen bittet; dann kommen in ebenso gleichmäßiger Weise Klagen meist über Abnahme oder völligen Verlust der Libido, aber auch, wenn solche vorhanden, über ungenügende oder fehlende Erektion, über Schwäche oder vollständiges Ausbleiben der Ejakulation. Zunächst waren es nur Offiziere, die derartige Klagen äußerten; um eine Vorstellung über die Häufigkeit zu gewinnen, hat ein im Krankenhaus befindlicher Kollege [Erwin Stransky] es unternommen, die Patienten in dieser Hinsicht auszuforschen [...] und hierbei ergab sich folgendes Verhältnis: Es klagten über hochgradige [!] Störungen

188 Wilhelm Mayer, Ueber Störungen der sexuellen Funktionen als Kriegsfolge bei nervenkranken und nervenverletzten Soldaten, in: MmW 64, 1917, 392.

189 Ebd., 392.

190 Mangels anderweitiger, ihm plausibel erscheinender Erklärungen nahm Mayer allein leichtere Verletzungen von seiner organologischen Interpretation aus. Er sprach in diesen Fällen von Verwundungen »mit rein psychogenen Folgeerscheinungen«. Demnach hätten leichtere Streifschüsse am Kopf einen Impotenz auslösenden Effekt. Ebd.

der Sexualfunktion von 25 Offizieren zehn, von 75 Angehörigen des Mannschaftsstandes drei.«¹⁹¹

Durch gezielte Befragungen mit Hilfe des Psychiaters Erwin Stransky, der aufgrund des als heikel wahrgenommenen Themas hinzugezogen worden war, fand der Internist eine Reihe weiterer funktioneller Sexualstörungen bei seinen Patienten vor. So machten die Soldaten »mehrfach die Angabe, daß [...] Verkehr zwar möglich [sei], aber mit einer den Leuten auffallenden Gleichgültigkeit und ohne Libido stattfinde«.¹⁹² Die »Abnahme der sexuellen Leistungsfähigkeit« schätzte Pick in ihrer Verbreitung insgesamt als so erheblich ein, dass er es für möglich hielt, das Phänomen könne hinderliche Folgen haben im Hinblick auf eine »möglichst rasche Wiedergutmachung der Kriegseinbußen« in der Bevölkerungszahl.¹⁹³ Umso mehr ging es dem Internisten darum, die Fachwelt für das Erkennen dieses quasi unsichtbar um sich greifenden Problems in der Armee zu sensibilisieren: Aufgrund der Scham der Betroffenen, über ihre Beschwerden zu sprechen, würden diese von Medizинern meist unbemerkt bleiben. Sie würden »bei der Aufnahme der Anamnese oder ärztlichen Untersuchung beim Eintreffen nicht mitgeteilt [...], sondern erst nach längerem Spitalsaufenthalte und Vertrautwerden mit dem Arzte bei eigens darauf gerichteten Fragen«.¹⁹⁴

Pick unterstrich die Relevanz nicht nur mit einer als bedrohlich eingeordneten bevölkerungspolitischen Prognose, sondern auch mit Einblicken in individuelle Krankengeschichten. Weit genauer als bei Lißmann und anderen finden sich bei ihm Angaben über die seelischen Folgen. Bei manchen Soldaten evozierte die »Erkenntnis ihrer Impotenz« nicht allein »Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Aufgeregtheit« hervor, sondern auch schwere Depressionen. Letzteres schilderte Pick besonders an dem Fall eines 25 Jahre alten Leutnants. Die »Minderwertigkeitsideen« erschienen bei dem jungen Offizier als so ausgeprägt, dass Pick vermutete, nichts anderes als eine suizidale Absicht habe hinter dessen Bitte gestanden, entlassen zu werden, »behufs sofortigen Einrückens an den damals laut Zeitungsnachrichten besonders angegriffenen Frontpunkt«.¹⁹⁵

Als paradigmatisch wiederum für die deutsche Klinik im Krieg präsentiert sich Picks Suche nach den Ursachen. Verschiedene erste Vermutungen schieden für ihn bald aus, darunter auch die im vierten Kriegsjahr immer schwierigere Ernährungssituation. Da alle Patienten »schon längere Zeit, zumindest einige Wochen« von der Front entfernt waren und im Hinblick auf die Ernährung in Prag verhältnismäßig gut versorgt schienen, käme dieser Zusammenhang nicht in Frage. Aber dieser zeitliche Abstand zum Kriegseinsatz war für Pick auch der Grund, weshalb »der Krieg als Ganzes« ebenfalls »kaum mehr in Betracht« kommen könne. Die Ursachen seien wohl eher und »in meinem Material in der Mehrzahl [...] in den durch Granaten oder Lawinen [gemeint sind Verschüttungen; Anm. R.K.] herbeigeführten Erschütterungen des Nervensystems zu

191 Pick, Sexualstörungen, 1418. Zu den von Pick genannten Häufungen von Infektionskrankheiten siehe auch Wolfgang U. Eckart, Art. »Epidemien«, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 459–460.

192 Pick, Sexualstörungen, 1419.

193 Ebd., 1420.

194 Ebd.

195 Ebd.

suchen«. Vermochte diese ätiologische Herleitung den plötzlichen Anstieg von Potenzstörungen auch kaum zu erklären, da weder Granatbeschuss noch Verschüttungen ein Spezifikum erst des Jahres 1917 waren, so meinte Pick damit überdies kein psychisches, sondern ein somatogenes Trauma – das Phänomen kenne man »bei Hühnern, Tauben und Hunden«. Bei diesen Tieren könne man nach Gehirnerschütterungen einen »Verlust des sexuellen Instinktes und Störungen der Spermatogenese« feststellen.¹⁹⁶

Zur Jahreswende 1917/18 in der »Wiener klinischen Wochenschrift« publiziert, war es dieser Beitrag, der erstmals eine nennenswerte, gemessen an der Zahl der Beiträge gleichwohl immer noch überschaubare Diskussion um Impotenz bei Kriegsteilnehmern anstieß. Nun wurden auch von einzelnen Sexualforschern die bis dahin dominierenden organologischen Erklärungen in Frage gestellt, darunter, sehr energisch, durch den Wiener Psychoanalytiker Wilhelm Stekel in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« und, weit vorsichtiger, aber bemerkenswerterweise, durch Iwan Bloch, als dieser im Mai 1918 auf einer Tagung der »Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik« über das Thema Impotenz sprach. Beide Ärzte rückten die Frage nach der Psychogenese funktioneller Sexualstörungen bei Kriegsteilnehmern in den Vordergrund, doch hätten ihre ätiologischen Herleitungen unterschiedlicher nicht sein können.

Stekels Stellungnahme war in ihrem scharfen Tonfall erkennbar getragen von dem gegen Kriegsende gewachsenen Selbstbewusstsein psychoanalytisch arbeitender Psychotherapeuten. Diese setzten der psychiatrischen Behandlung der Kriegsneurosen als einem »System von Qualen« (Ernst Simmel)¹⁹⁷ psychogene Deutungen und ihre eigenen Instrumente entgegen, denen sich die deutsche Militärmedizin unter dem Eindruck der Ineffizienz der Kriegspsychiatrie allmählich zu öffnen schien.¹⁹⁸ Stekel benannte die Versäumnisse in der medizinischen Diagnostik und Therapie entsprechend drastisch. Sie seien so evident, dass man Pick und den Kollegen aus der Neurologie die Frage stellen müsse, ob sie »noch immer nicht gelernt [hätten], daß man sich auch mit den psychologischen Faktoren der Neurosen beschäftigen muß? Daß es auch eine seelische Lokalisation der körperlichen Störungen gibt?«¹⁹⁹ Die Annahme, dass sexuelle Funktionsstörungen bei Frontsoldaten aufs Ganze gesehen vorwiegend organisch bedingt seien, hielt er für einen grundlegenden Irrtum der vorliegenden Arbeiten:

»Meine Erfahrungen, die sich auf ein weit größeres Material [als das von Pick] erstrecken, haben mir gerade das Gegenteil bewiesen. Ich konnte in jedem Falle, mit dem ich

196 Pick, Sexualstörungen, 1419 u. 1420.

197 Zit. nach Angelika Ebrecht-Laermann, Von der Kriegsneurose zur Antisemitismusforschung. Ernst Simmel und die Diskussion um die »Psychoanalyse der Kriegsneurosen« im Ersten Weltkrieg, in: Hans Richard Brittnacher/Irmela von der Lühe (Hg.), Kriegstaumel und Pazifismus. Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M. u.a. 2016, 237–251, hier 244.

198 Dazu näher ebd. sowie Christina Schröder, Der Fachstreit um das Seelenheil. Psychotherapiegeschichte zwischen 1880 und 1932, Frankfurt a.M. 1995, 176–181; Makari, Revolution der Seele, 363–370; Bernd Ulrich, Art. »Freud, Sigmund«, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 505–506.

199 Wilhelm Stekel, Rezension von Pick, Über Sexualstörungen im Kriege, in: ZfS 5, 1918/19, 79–80, hier 80.

mich eingehend psychologisch befassen konnte, eine sichere seelische Wurzel nachweisen.«²⁰⁰

Die tatsächlichen Ursachen seien im »furchtbaren Prozeß der ›Entwertung des Liebesobjektes‹ durch die Bedingungen an der Front zu erblicken: Vielen Soldaten sei es nach Monaten des Überlebens in einer zu homoerotischer Sublimierung neigenden Männerwelt unmöglich geworden, ihre sexuelle Disposition wieder »auf das Weibliche [zu] transponieren«.²⁰¹ Bei Stekel war mit dieser Begründung erstmals von »Kriegsimpotenz« die Rede.

Bloch dagegen vermutete 1918 den Kern vieler sexueller Funktionsstörungen bei Frontsoldaten im Bereich »bewußter psychischer Traumen«, die der Forschung jedoch auch nach vier Kriegsjahren nur »[s]cheinbar im helleren Tageslichte, bisher aber nicht weniger dunkel in ihrem Wesen [...] entgegenreten«.²⁰² Wie auch Stekel warf er den nervenärztlich tätigen Kollegen vor, dass sie das Thema »ziemlich stiefmütterlich« behandelt hätten.²⁰³ Aber anders als dieser meinte Bloch damit das Maß, in dem die Schrecknisse des Krieges ätiologisch unberücksichtigt geblieben waren. Dass in der medizinischen Literatur nach 1914 der Begriff der »Schreckimpotenz« vollständig verschwunden war, erschien ihm in diesem Zusammenhang als bezeichnend. Über deren Ausmaß im Krieg – das machte Bloch anhand der ihm bekannten Literatur deutlich²⁰⁴ – wusste er kaum mehr zu berichten als das, was ihm betroffene Soldaten selbst immer wieder erzählt hatten. Nach diesen Mitteilungen war es für ihn unzweifelhaft, dass die in der medizinischen Diskussion im Vordergrund stehende Frage der sexuellen Abstinenz ebenso wenig wie somatische Traumen oder sexuelle Triebumlenkungen auf das eigene Geschlecht die ausschlaggebende Rolle in der Mehrheit der Fälle spielten:

»Wenn [neben der Abstinenz] dann die Schrecken des Angriffs, der ständigen Todesgefahr, der Anblick der Schwerverwundeten, Sterbenden und Gefallenen hinzukommen, so hört in vielen Fällen *auch ohne körperliche Traumen* die *Potentia coeundi* bald ganz auf. Nach solchen Schlachten in die Etappe oder die Heimat zurückgekehrte Soldaten machten, wie sie mir wiederholt berichtet haben, die deprimierende Entdeckung, daß ihre Potenz bei der Ehefrau oder auch bei anderen Frauen vollständig versagte, *ohne daß irgend ein anderer Grund als der angegebene vorlag*.«²⁰⁵

Wollte Bloch auch (weiterhin) den Begriff der »Kriegsimpotenz« nicht verwenden,²⁰⁶ so argumentierte er in seinen ätiologischen Ausführungen doch anders, als man dies angesichts seiner stark von endokrinologischen Zugängen geprägten Sichtweise hätte erwarten können. Bloch gestand bei diesen Traumen der endokrinen Sekretion – und dies offenbar auch nur unter dem Eindruck von Therapieerfolgen an Kriegsteilnehmern

200 Ebd.

201 Ebd.

202 Bloch, Impotenz, 137.

203 Ebd., 136.

204 Er verwies hierbei auf Kasuistiken aus der Vorkriegszeit und nannte mit Blick auf Impotenz als Kriegsfolge lediglich die Untersuchungen von Pick und Fehlinger (ebd., 138).

205 Ebd., 138 (Hervorheb. R.K.).

206 Vgl. ebd., 137.

mit dem (von ihm selbst entwickelten) Mittel »Testogan«²⁰⁷ – eine mitwirkende Rolle zu und vermutete ein komplexes Zusammengehen von Psycho- und Somatogenese.²⁰⁸ In der Fachdiskussion blieb diese Einordnung bis Kriegsende jedoch praktisch singulär. Der Sitzungsbericht der ÄGeSe verzeichnet zu seinem Referat – anwesend waren u.a. Wilhelm Fließ und Magnus Hirschfeld, die beide nichts sagten – Nachfragen zweier Gynäkologen zur endokrinen Sekretion bei Frauen und den Ausweis der Belesenheit des Schriftführers Heinrich Koerber, dass schon »Rousseau in seinen Confessions einen Beitrag von Potenzlähmung durch Ekel und Schreck liefert«.²⁰⁹ Wie die weitere zeitnahe Rezeption jedoch zeigt, wurde Blochs Beitrag in seiner ätiologisch auf die Psychogenese hinweisenden Stoßrichtung nicht aufgegriffen.²¹⁰

Insofern kommt die vorliegende Untersuchung auch zu anderen Ergebnissen als jüngere Studien, laut denen es im Laufe des Krieges gerade das psychische Kriegstrauma gewesen sei, das im Verbund mit Impotenz vonseiten des deutschen Militärs und dessen Mediziner als ein »alarmierendes« Problem wahrgenommen worden wäre. Demnach hätten deutsche Ärzte während des Weltkriegs eindringlich vor einer »epidemischen« Ausbreitung von Impotenz gewarnt, »altered by the psychological stress of combat, in particular, the experience of killing«.²¹¹ Gerade in der Sexualforschung habe man einen solchen Zusammenhang erkannt, mehr noch: »a key avenue of sexological research in wartime was the question of ›traumatic impotence‹ – the increasing levels of sexual dysfunction among male soldiers believed to be caused by frontline violence«.²¹² Wie jedoch gezeigt, spielte die Impotenz der Soldaten in der militärmedizinischen Debatte bis Kriegsende eine eher marginale Rolle. Gewalterfahrungen wurden in diesem Zusammenhang bis 1918 kaum und auch in der Sexualforschung nur vereinzelt diskutiert, wobei aktiver Tötungserfahrung überhaupt keine Bedeutung beigemessen wurde.²¹³ Die meisten Experten verneinten im Gegenteil eine psychogene Traumatisierung

207 Siehe auch Bloch, Neue Beobachtungen.

208 Bloch, Impotenz, 138.

209 Heinrich Koerber, [Sitzungsbericht] Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin (22. März u. 17. Mai 1918), in: ZfS 5, 1918/19, 145–147.

210 Eindrücklich bei Max Marcuse, der in einem Referat über Blochs Vortrag den Punkt, neben innersekretorischen auch psychische Faktoren zu vermuten, schlicht überlas: Es sei »nicht eine Psychogenese, sondern eine Bedingtheit durch innersekretorische Störungen anzunehmen«. Ders., Rezension von Bloch, Über traumatische Impotenz, in: Neurologisches Centralblatt 38, 1919, 165.

211 Jason Crouthamel, Male Sexuality and Psychological Trauma. Soldiers and Sexual Disorder in World War I and Weimar Germany, in: Journal of the History of Sexuality 17, 2008, 60–84, hier 61; siehe dazu auch Sabine Kienitz, Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923, Paderborn u.a. 2008, 271.

212 Sutton, Sexual Pathologies, 208.

213 Zu Plaut, einem Gewährsmann dahingehender Thesen, der jedoch erst 1920 damit an die Öffentlichkeit treten sollte und während des Krieges, anders als mitunter zu lesen, keineswegs im Auftrag des Militärs geforscht hatte, siehe Bernd Ulrich, Paul Plaut – Psychologe zwischen den Kriegen, in: Wolfgang Bialas/Burkhard Stenzel (Hg.), Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz. Intellektuellendiskurse zur politischen Kultur, Weimar u.a. 1996, 97–109; Julia B. Köhne, Papierne Psychen. Zur Psychographie des Frontsoldaten nach Paul Plaut, in: Ulrike Heikaus/Julia B. Köhne (Hg.), Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918, Berlin 2014, 67–104.

und stuften die beobachteten Störungsbilder zudem nicht als genuine »Kriegskrankheiten« ein.

Tatsächlich sollten sich auch noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit viele Ärzte zunächst schwer damit tun, Impotenz von Kriegsteilnehmern mit dem Erfahrungsraum des Krieges überhaupt in eine nähere Verbindung zu bringen. Das lässt sich auch bei solchen sexualwissenschaftlich ausgewiesenen Ärzten feststellen, die über einen längeren Zeitraum mit den Verhältnissen an der Front unmittelbar konfrontiert gewesen waren. Auch hier ist Paul Lißmann ein Beispiel. Er bemerkte erst Monate nach dem Ende des Krieges, dass seine Annahme von einer »Entwöhnung im Sinne der chemischen Erotisierung als Abstinenzfolge« nicht plausibel sein konnte, »da die Geschlechtspartner seit langem wieder dauernd vereint sind«, die Beschwerden aber nicht verschwunden waren.²¹⁴ Bei diesen »Dauerfällen« stellte er nun als Ursache »eine mehr oder weniger schwere, im Kriege erworbene allgemeine Nervenschwäche mit groben psychasthenischen Begleiterscheinungen« heraus.²¹⁵

Dass in der vor 1914 zunehmend endokrinologischen Deutung des Sexuellen ein wesentlicher Faktor bestand, der die Protagonisten davon abhielt, auf dem Feld funktioneller Sexualstörungen in den Kategorien einer Ätiologie des Krieges *sui generis* zu denken, ist bereits skizziert worden. Jedoch ist es angesichts der über die Kriegsjahre so auffallend einseitigen organologischen Erklärungsmuster naheliegend, das Ausblenden von psychotraumatischen Ursachen noch auf einer anderen Ebene als eine Form der Negierung zu interpretieren. Denn unschwer lässt sich hier eine Analogie zu den ebenfalls ganz überwiegend als organisch bedingt eingestuftem Kriegsneurosen und -hysterien erkennen, bei denen die deutsche Kriegspsychiatrie – durch ihre in diesem Fall verfolgte Konzentration auf angeblich dispositionelle Anlagen bei den Betroffenen – den Krieg als traumatischen Auslöser verneinte bzw. nur sehr bedingt als solchen anerkennen wollte.²¹⁶ Wie sehr dabei die Diagnostik von Vorkriegsvorstellungen von »Männlichkeit« einerseits und vom Wesen des »Krieges« andererseits beeinflusst war, ist in den letzten Jahren vermehrt zum Gegenstand medizinhistorischer Studien²¹⁷ geworden. In dem Maße, das konnten vor allem die Arbeiten Paul Lernalers eindrücklich zeigen, in dem man das zuvor im Wesentlichen auf Frauen und »verweiblichte« Männer bezogene Krankheitsbild der »Hysterie«²¹⁸ nun massenhaft auf die Kriegsteilnehmer an der

214 Lißmann, Wirkungen, 10.

215 Ebd. Vgl. auch die nun zustimmend auf die Kritik Theilhabers eingehende Replik in ebd., 8.

216 Vgl. hierzu zusammenfassend Bernd Ulrich, Art. »Kriegsneurosen«, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 654–656; Wolfgang U. Eckart/Christoph Gradmann, Medizin, in: ebd., 210–219, hier 215ff.

217 Vgl. die Forschungsüberblicke bei Karen Hagemann, Krieg, Militär und *Mainstream*. Geschlechtergeschichte und Militärgeschichte, in: dies./Jean H. Quataert (Hg.), Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte, Frankfurt a.M./New York 2008, 92–129, hier 114f.; Hermes, Krankheit: Krieg, 17–20.

218 Der um die Jahrhundertwende einsetzende medizinische Diskurs über »Hysterie« bei Männern war gekoppelt an Bilder schwacher »männlicher« Konstitution und »Degenerationen« des Nervensystems; vgl. George L. Mosse, Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt a.M. 1997, bes. 114ff. Das gleichsam vorstufenartige Krankheitsbild der »Nervosität« dagegen konnte auch den »supervirilen«, aggressiv-männlichen Typus betreffen. Diese Diagnose umschloss vor 1914 »beide Zustände – den unmännlichen und den männlichen – als eine innerlich verwandte Un-

Front anwandte und erklärte, es fehle diesen Männern anlagebedingt an (männlichem) »Willen«, in dem Maße wurde zugleich der Krieg in der Ursachenforschung gleichsam exkulpiert.²¹⁹ Dieses Muster verweist hinsichtlich der »Minimalisierung des Ereignisses Krieg« (Susanne Michl) auf eine enge Verwandtschaft mit den sexualmedizinischen Impotenz-Deutungen. Ein entscheidender Grund wird auch hier gewesen sein, dass das Krankheitsbild weder übereinstimmte mit dem Bild vom »Kriegshelden«, der impotent von der Front zurückkehrt, noch – und dies interessanterweise wohl noch weniger²²⁰ – mit jenem vom Wesen des »Krieges«.

Die dahingehende Indolenz vonseiten der sexualwissenschaftlich forschenden Ärzte bleibt gleichwohl bemerkenswert. Sie äußerte sich nicht allein im späten Zeitpunkt, zu dem das Thema Impotenz in der Armee auf der Tagesordnung erschien, oder darin, dass seine Relevanz genau genommen auch erst von außen an das Fach herangetragen worden war – durch einen bis dahin kaum in sexologischen Zusammenhängen tätig gewordenen Internisten. Sie zeigte sich vielmehr (und vor allem) auch in der Ablehnung des – erst im letzten Kriegsjahr auftauchenden – Begriffs der »Kriegsimpotenz«. Das ist deshalb so bemerkenswert, weil medizinische Fachdisziplinen während des Weltkriegs eigentlich sehr darum bemüht waren, ihre Kriegsrelevanz dadurch zu unterstreichen, dass sie in ihre Zuständigkeitsbereiche fallende »Kriegs«-Krankheiten intensiv als solche diskutierten²²¹ und dabei – wie etwa die Gynäkologen im Fall der »Kriegsamennorrhoe« – auch Phänomene »ohne Krankheitswert zu einer ernstzunehmenden Erkrankung« stilisierten.²²²

ruhe«. Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München/Wien 1998, 296. »Kannst: die Medizin der Vorkriegszeit somit bereits potenzielle Durchbrüche zur »Hysterie« bei »virilen« Männern, blieb die Diagnose »Neurasthenie« gleichwohl dominierend. Sie war konstruiert als das (männliche) Gegenstück zur (weiblichen) »Hysterie«. Vgl. dazu Hofer, *Nervenschwäche*, 165–169, bes. 168f.

- 219 Zur in der deutschen Militärmedizin festzustellenden Betonung der Bedeutung des »Willens« kriegsversehrter Patienten vgl. insgesamt auch Leonhard, *Büchse der Pandora*, 570–579.
- 220 Hierauf weist auch die nur scheinbar paradoxe Tatsache hin, dass Impotenz während des Krieges nicht allein bei »Degenerierten«, »Asozialen«, »femininen« Naturen usw. beobachtet wurde, sondern auch bei augenscheinlich unversehrten sowie körperlich genesenen Kriegsteilnehmern mit »durchaus normalem Nervensystem« (Lißmann). Vgl. Crouthamel, *Male Sexuality*, 61, der diesen Punkt besonders hervorhebt, um zu veranschaulichen, dass der Krieg in seiner psychischen Dimension zu einem ernsthaften militärärztlichen Thema im Zusammenhang mit Impotenz geworden sei. Man wäre umso mehr geneigt, dem zu folgen, wenn in den medizinischen Kriegsschriften nicht gleichzeitig das Erkennen eines Zusammenhangs von psychischem Kriegstrauma und Impotenz so sehr selten anzutreffen wäre.
- 221 Vgl. am Beispiel der Kriegspsychiatrie und der Diskussion um »Kriegsneurosen« Philipp Rauh, *Die militärpsychiatrischen Therapiemethoden im Ersten Weltkrieg – Diskurs und Praxis*, in: Hans-Walter Schmuhl/Volker Roelcke (Hg.), »Heroische Therapien«. Die deutsche Psychiatrie im internationalen Vergleich, Göttingen 2013, 29–47, hier 32.
- 222 Vgl. Karin Stukenbrock, *Der Krieg in der Heimat. »Kriegsamennorrhoe« im Ersten Weltkrieg*, in: *Medizinhistorisches Journal* 43, 2008, 264–293, Zitat 265.

3.3.2 Spiers Variationen. »Zeitgeschichtliche Sexualabhandlungen« von der Front

Sind damit bereits die Gründe benannt, weshalb für die Kriegsdauer Spiers sexualwissenschaftliche Kriegsstudien von manchen ärztlichen Kollegen regelrecht belächelt wurden?²²³ Bei ihm, der auf dem Gebiet der sexuellen Funktionsstörungen kein Fachmann war, findet sich zumindest im Ansatz vieles von dem, was auf dem Feld funktioneller Störungen als Kriegsfolge weder von Neurologen, Psychiatern und Internisten noch von Sexualforschern als zentral thematisiert wurde. Spier interessierte der Krieg im Sinne einer »großen Ätiologie«: Hierzu gehörten die Unterschiede zwischen den Friedens- und Kriegsverhältnissen an der Front und in der Heimat in kultureller und situativer Hinsicht sowie der Vergleich sexueller Verhaltensweisen und sexualmoralischer Wandlungsprozesse bei den Frontsoldaten mit denjenigen der Frauen an der »Heimatfront«. Schließlich, und mehr als alles andere, zählten hierzu die sich daraus ergebenden langfristigen Folgen für das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Spier sprach in all diesen Zusammenhängen von Symptomen, die sich dem Beobachter in Form »einer historischen Ereignis-Eigengruppierung« präsentieren würden.²²⁴ Um sie wirklich zu erfassen, reiche daher der rein ärztliche Blick auch nicht aus: Es handele sich um so »ernste und auch delikate Themata, welche nur von gewissenhaften und ihrer Verantwortung bewußten Soziologen, die zugleich Sexualforscher und Mediziner sein müssen«, bearbeitet werden könnten.²²⁵ Der Münchener Arzt erklärte im Vorhinein die Kriegssituation selbst zum Untersuchungsgegenstand und sah es als eine Aufgabe von Ärzten und Psychologen an, die »seelischen Zustände« zu erforschen, »welche sich im Laufe eines längeren Krieges bei den Beteiligten entwickeln. Bei denen, welche in vollkommen veränderte sexuelle Verhältnisse gebracht werden.«²²⁶ Womöglich war es gerade die fehlende Expertise auf dem Feld der Potenzstörungen, die Spier davon abhielt, die Kriegssituation an einschlägige Forschungsfragen der Vorkriegszeit zu koppeln.

Eine weitere Besonderheit bei Spier bestand in seinem wechselnden Adressatenkreis. Viele seiner Beiträge erschienen nicht in medizinischen Foren, sondern kamen in Politik- und Kulturjournalen zum Abdruck, beispielsweise in der damals von Theodor

223 Ein besonders deutliches Beispiel bietet der Münchener Arzt *Gaston Vorberg*, der in einer während des Krieges erschienenen, inhaltlich mit Lißmanns Schriften vergleichbaren Broschüre ein Vorwort voranstellte, in dem er Spier mit leicht verfremdeten Zitaten und ohne ihn beim Namen zu nennen als »junge[n] Herr[n]« bezeichnete, der offenbar glaube, den »Lauf der Weltereignisse irgendwie beeinflussen« zu können. *Ders.*, *Geschlechtsleben*, o. S. [3]. Dass Vorberg ihn als (noch dazu »jungen«) »Herrn« apostrophierte, war unter zeitgenössischen Medizinern, wie *Rudolf Nissen* dies seinen Erinnerungen beschrieb, eine gängige Methode »satirisch-literarischen Mordes« und als Ausdruck der Geringschätzung kaum zu überbieten. Siehe *ders.*, *Helle Blätter, dunkle Blätter. Erinnerungen eines Chirurgen*, Stuttgart 1969, 57.

224 *Spier*, *Einfluß*, 141.

225 *Spier-Irving*, *Irrwege*, 5.

226 *Spier*, *Einfluß*, 129. Diese Selbstauffassung als »Seelenforscher« findet sich bereits in der Vorkriegszeit, siehe etwa *Spier*, *Sexualnot*, 39.

Heuss redigierte Wochenschrift »März« oder den – ebenfalls vielgelesenen – Zeitschriften »Kosmos« und »Die Gegenwart«.²²⁷ 1917 schließlich publizierte Spier über seine Beobachtungen eine allgemeinverständlich gehaltene Kurzmonographie.²²⁸ Dass sich der Münchener Sexualforscher damit außerhalb des Legimitationsrahmens rein medizinischer Auseinandersetzungen bewegte, lässt die Frage in den Vordergrund treten: Inwiefern war sein erklärtes Ziel überhaupt ein einlösbares Unterfangen, über eine Thematisierung der *Irrwege und Notstände des Geschlechtslebens im Kriege* – so der Titel seiner Monographie – den »Zeitgeist zu demaskieren« und vor breitem Publikum »[n]ichts zu verhüllen, nichts zu beschönigen und keine falsche Scham, keine Heuchelei zu züchten«?²²⁹ Wenn selbst angesehene medizinische Fachzeitschriften nicht gänzlich von Eingriffen und Ermahnungen der Zensurstellen ausgenommen waren,²³⁰ reichte dann eine wie von Spier gewählte Distribution seiner Beiträge nicht noch sehr viel deutlicher in die von der Zensur überwachten und kriegsideologisch verminten Felder von Militär, Politik und Gesellschaft hinein?

Sexualität und Zensur

Tatsächlich dürfte Spier beim Schreiben der meisten seiner Beiträge neben der Öffentlichkeit noch weitere Adressaten vor Augen gehabt haben. Denn mit möglichem Einspruch war von gleich mehreren Seiten zu rechnen: in erster Line und in entscheidendem Maße vonseiten der militärischen Zensurbehörden, deren Tolerierungsgrenzen über die gesamte Kriegsdauer generell nur schwer zu durchschauen waren.²³¹ Das lag zum einen an der eminenten Desorganisation der deutschen Zensurpraxis: Nachdem zu Kriegsbeginn mit dem »Gesetz über den Belagerungszustand« die Pressefreiheit aufgehoben worden war, fiel die Überwachung aller Druckerzeugnisse den stellvertretenden Generalkommandos der jeweiligen Armeekorps und der Festungs- und Marinekommandanturen in die Hände. Auf die damit hergestellte Unübersichtlichkeit – auf nicht weniger als 62 Militärbefehlshaber waren die Zuständigkeiten regional verteilt und unterschiedlich gehandhabt worden – reagierte die OHL 1915 zwar mit der Schaffung einer ihr unterstellten Ober-Zensurstelle, die ihrerseits noch im selben Jahr in die Zuständigkeit des »Kriegspresseamtes« übergang. Doch verfügte auch diese Instanz über keine bindende Befehlsgewalt gegenüber den Armeekorps.²³²

227 Siehe *Ike Spier*, Kriegsaphorismen eines Frontarztes, in: März 9/41, 1915, 32–35 sowie zur »Kumulation von Grausamkeit und Sexualität« *ders.*, Sexualbilanz, 745.

228 *Spier-Irving*, *Irrwege*.

229 Ebd., 5.

230 Siehe das vorangegangene Kapitel.

231 Vgl. zu den nachfolgenden Angaben über die deutsche Kriegszensurpraxis die grundlegende Arbeit von *Wilhelm Deist*, Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte, München 1991, 153ff., sowie: *Jens Albes*, Art. »Zensur«, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 974–975; *Cornelißen*, Militärzensur; *Siegfried Lokatis*, Der militarierte Buchhandel im Ersten Weltkrieg, in: Georg Jäger (Hg.), Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Das Kaiserreich 1871–1918, Teil 3, Berlin/New York 2010, 444–469; für einen internationalen Vergleich: *Leonhard*, Büchse der Pandora, 583–588.

232 Das Problem, dass Richtlinien und Verbotslisten des Kriegspresseamtes für die stellvertretenden Generalkommandos nicht bindend waren, wurde dadurch verschärft, dass die Zuständigkeit der

Hinzu traten weitere Kompetenzüberschneidungen: Befassten sich die Militärzensurbehörden vornehmlich mit der Presse, spielte auf dem Gebiet der Bücher und Broschüren die Militärzensur in Leipzig aufgrund ihres Zugriffs auf sämtliche monographische Druckerzeugnisse in der dortigen Deutschen Bücherei eine weitere Rolle, die jedoch erst in Ansätzen erforscht ist.²³³ Zuständig fühlten sich darüber hinaus aber auch die nach 1914 eigentlich nur für die Ausführung von Anordnungen der Militärbehörden verantwortlichen »zivilen« staatlichen Stellen²³⁴ und, last but not least, gerade auf dem Gebiet des Sexuellen, die Organisationen der »Sittlichkeitsbewegung«. Vor allem bei der Nachzensur sollten Letztere in den Kriegsjahren eine bedeutende Rolle spielen. So traten von 1914 an eigens gebildete Ausschüsse der Lehrerschaft auf den Plan, die sich Ende 1915 in ihrem »Kampf« gegen »Kriegsschundliteratur« bestätigt sehen konnten, als von mehreren stellvertretenden Generalkommandos »Jugendschutzzerlasse« auf den Weg gebracht worden waren.²³⁵ Diese wurden fortan als Grundlage herangezogen, um entsprechenden Druck auf die Militärbehörden auszuüben. In der Praxis blieb die Kontrolle der »Schundliteratur« denn auch keineswegs auf den Jugendschutz beschränkt. Ins Visier gerieten mit dem Ziel der Überwachung und Lenkung der »Volkserziehung« prinzipiell – neben Groschenromanen, esoterischen Schriften u.a.m. – auch alle Druckerzeugnisse zu Ehe- und Sexualfragen.²³⁶ Während dabei Schriften über bestimmte Themen wie Empfängnisverhütung unter ein praktisch generelles Publikationsverbot fielen,²³⁷ gab es mehr oder weniger eindeutige Sonderregelungen für bestimmte Genres und Adressatenkreise bzw. Distributionsräume. In den Feldzeitungen beispielsweise war es nicht möglich, bei der Darstellung von sexuellen Beziehungen deutscher Soldaten zu Frauen in den besetzten Gebieten auf Verhältnisse einzugehen, die emotionale Nähe erkennbar werden ließen.²³⁸ Im Reichsgebiet dagegen war seit

Generalkommandos räumlich mit derjenigen der ausführenden Verwaltungsbehörden in den Regierungsbezirken nicht durchgehend zusammenfiel. Vgl. *Deist*, Militär, 126f.

- 233 Vgl. *Lothar Poethe*, Deutsche Bücherei und Militärzensur im I. Weltkrieg. Das Buchprüfungsamt Ober Ost Leipzig 1916–1918, in: *Leipziger Jahrbuch für Buchgeschichte* 19, 2010, 173–193. Die Kommunikation mit dem Kriegspresseamt ist noch kaum untersucht. Nach bisherigem Forschungsstand lässt sich ihr Einfluss im Hinblick auf den Herrschaftsbereich Ober-Ost, also auf die von den Deutschen 1916 im Stil des Kolonialismus besetzten Gebiete in Russland, Estland, Lettland und Litauen, nachvollziehen; vgl. ebd., 181.
- 234 Dazu am Beispiel des preußischen Innenministeriums *Gary D. Stark*, All quiet on the Home Front. Popular Entertainments, Censorship, and Civilian Morale in Germany, 1914–1918, in: *Frans Coetzee/ Marilyn Shevin-Coetzee* (Hg.), *Authority, Identity and the Social History of the Great War*, Oxford 1995, 56–80, hier 65f.; auch *Lokatis*, Buchhandel, 445.
- 235 Vgl. *Kaspar Maase*, »Schundliteratur« und Jugendschutz im Ersten Weltkrieg – Eine Fallstudie zur Kommunikationskontrolle in Deutschland, 2002, URL: https://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B3_2002_Maase.pdf; *ders.*, *Massenkultur*, 215; *Lokatis*, Buchhandel, 453f.; zum Erstarken der Bewegung gegen »Schund und Schmutz« *Hans-Ulrich Wehler*, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 3: Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, München 1995, 1235.
- 236 Vgl. *Maase*, »Schundliteratur«, 10f.
- 237 Vgl. *Cornelißen*, Militärzensur, 39; *Eder*, *Kultur der Begierde*, 200.
- 238 Zur Westfront siehe die Analyse der »Liller Kriegszeitung« bei *Anne Lipp*, Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918, Göttingen 2003, 189f.; noch sehr viel abwertendere Frauenbilder finden sich, wie *Robert L. Nelson* gezeigt hat, in den Feldzeitungen an der Ostfront. *Ders.*, *Deutsche Kameraden – Slawische Huren. Geschlechterbilder in*

dem Frühjahr 1915 zunehmend der Boden bereitet worden, relativ offen über Sexualität im Kriegsraum berichten zu können, nachdem die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in der Armee sich nicht mehr vor der Öffentlichkeit verbergen ließ und ein Thema der Tagespresse geworden war, das sich immer schwieriger durch die Zensur lenken ließ.²³⁹

Jedoch gab es auch hier eine Reihe von Unwägbarkeiten. Für Verleger von Büchern und Periodika war nicht immer klar, inwiefern Bestimmungen und Erlasse der Militärzensurbehörden nur auf Tageszeitungen bezogen oder auch für sie relevant sein sollten.²⁴⁰ Auf sexualwissenschaftlich relevanten Gebieten kam dabei ein erhebliches Maß an Unkalkulierbarkeit dadurch ins Spiel, dass selbst dann, wenn Zensurmaßnahmen erfolgt waren, diese gegenüber den Autoren nicht immer begründet wurden.²⁴¹ Die Agitationen organisierter Sittlichkeitsverfechter trugen nicht weniger zur Unberechenbarkeit bei, denn unter Rückgriff auf die »Jugendschutzerlasse« und den definitiv nur unscharf festgelegten Begriff des »Unzüchtigen« (Paragraph 184 RStGB, »Lex Heinze«) ließ sich einigermaßen beliebig argumentieren.²⁴² Diese Gemengelage wird zwar ein Grund dafür gewesen sein, weshalb es sich bei der Auf- bzw. Übernahme von Sexual- und Eheliteratur in die Verbotslisten der jeweiligen stellvertretenden Generalkommandos vielfach um eher »symbolische Maßnahmen«²⁴³ handelte. Doch bedeutete dies für Publikationen vom Zuschnitt Spiers gleichwohl, dass mit allem zu rechnen war.

Das erschwerte die historiographischen Zugänge auf mehreren Ebenen: Wie lassen sich gezielte Konzessionen und bewusste Selbstzensur vor dem Hintergrund der Einschränkung ausmachen, die hier Opportunität oftmals mehr »gefühlte« als konkret festgeschrieben auferlegte? Wie wiederum lassen sich diese Konzessionen unterscheiden von sonstiger Empfänglichkeit für kriegsnationalistische Ideologeme?²⁴⁴ Hinzu kommt im speziellen Fall von Spier noch eine Merkwürdigkeit: Er publizierte in den Kriegsjahren in der Regel unter Pseudonym, häufig als »Dr. I. Spier-Irving«, und auch das Anagramm »Dr. Pries« taucht auf.²⁴⁵ Auf diese Art und Weise seine Identität gegenüber

den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges, in: Hagemann/Schüler-Springorum (Hg.), *Heimat*, 91–107.

239 Siehe die Sammlung von Presseberichten bei *Grabinski*, *Weltkrieg*, sowie den Kommentar über eine 1915 bemerkbare Kehrtwende der Militärzensur in sexuellen Fragen und venerischen Erkrankungen bei *H[elene] St[öcker]*, *Kriegstagung des Deutschen Bundes für Mutterschutz*, in: *DnG* 11, 1915, 345–356, hier 350.

240 Vgl. *Poethe*, *Militärzensur*, 181.

241 So der Arzt und Sexualwissenschaftler *Max Hodann* Mitte im Rückblick auf einen Artikel über Behandlung von Geschlechtskrankheiten an der Ostfront, der für die »Deutsche Warschauer Zeitung« vorgesehen war. *Ders.*, *Zur Naturgeschichte der Deutschnationalen*, in: *Die Weltbühne* 21/2, 1925, 209–211, hier 210.

242 Hierzu näher *Klaus Petersen*, *Zensur in der Weimarer Republik*, Stuttgart/Weimar 1995, 68ff.

243 *Maase*, »Schundliteratur«, 11; *ders.*, *Massenkultur*, 216.

244 Zur Frage des Ausmaßes der Selbstzensur im Verhältnis zur intendierten Effektivität der Zensur siehe allgemein *Wolfgang J. Mommsen*, *Deutschland*, in: *Hirschfeld/Krumeich/Renz* (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 15–30, hier 19; *Jeismann*, *Propaganda*, 203.

245 Siehe *Dr. Pries*, *Das physiologische Ehe-Urlaubsrecht des verheirateten Feldsoldaten*. Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten 16, 1915/16, 388–394; auch abgedr. in *Spier-Irving*, *Irrwege*, 70–78.

dem Militär zu schützen, war aber mit großer Wahrscheinlichkeit nicht der Grund für die (ohnehin durchlässige) Maskerade. Als Militärarzt im Offiziersrang war es Spier nur dann erlaubt, pseudonym zu publizieren, wenn das Kriegsministerium und sein direkter militärischer Vorgesetzter über seine Identität orientiert waren.²⁴⁶ Mit einiger Sicherheit ist also davon auszugehen, dass der Münchener Sexualforscher das Einvernehmen mit militärischen Stellen gesucht hatte, um über das heikle Thema Sexualität im Kriegsraum publizistisch tätig werden zu können.²⁴⁷ Tatsächlich lieferte dies auch eine Erklärung dafür, weshalb der stilistische Grundzug des in der Vorkriegszeit zu provozierenden Thesen neigenden Autors in seinen Kriegsveröffentlichungen nur selten zu finden ist.

So schenkte man in sexualwissenschaftlichen und -reformerischen Foren Spiers Beiträgen zwar einige Aufmerksamkeit aufgrund der Exklusivität, von einem Feldarzt Einblicke in das Sexualleben der Frontsoldaten zu erhalten.²⁴⁸ Auch sorgten einige seiner sexualpolitischen Vorstöße – wie der Vorschlag, ein »physiologisches Ehe-Urlaubsrecht« für verheiratete Soldaten einzuführen – für Diskussionen.²⁴⁹ Doch wunderte man sich schon während des Krieges über verschiedene Stellen in seinen Texten, die, wie 1917 Mathilde Vaerting unumwunden schrieb, auf allzu offenkundige »Balken« vor seinen Augen schließen ließen.²⁵⁰ Machte die Berliner Sexualreformerin dies an den nach ihrem Eindruck viel zu optimistischen Zahlen venerischer Erkrankungen im deutschen Heer im Vergleich zu den Raten der Entente fest, gilt dies rückblickend noch viel mehr im Blick auf Spiers kulturelle Prognosen für die Nachkriegszeit. Diese konterkarierten seine eigenen Ausführungen vielfach derart,²⁵¹ dass man sie entweder interpretieren kann als Beschwörung einer zu bewahrenden traditionellen Geschlechterordnung oder aber als bewusste kriegsideologische Konzession.

Eher für Letzteres spricht, dass Spier in seinen an verschiedenen Orten publizierten Schriften tatsächlich unterschiedlich konkret und in zum Teil stark voneinander abwei-

246 Zu den diesbezüglichen auf Offiziere (und damit automatisch auch auf den Sanitätsarzt Spier) bezogenen militärischen Richtlinien im Ersten Weltkrieg vgl. *Markus Pöhlmann*, Anonyme und pseudonyme Militärliteratur im deutschsprachigen Raum 1848–2000. Zum mediengeschichtlichen Phänomen und zur Forschungsproblematik, in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 69, 2010, 80–95, hier 86f.

247 In den erhaltenen Zensurunterlagen im Bayerischen Kriegsarchiv finden sich keine diesbezüglichen Hinweise.

248 So stellte die Redaktion der Zeitschrift »Die neue Generation« dem Abdruck seines Beitrags »Der Einfluß des Krieges auf das Geschlechtsleben« die Notiz voraus: »Wir glauben, daß diese Betrachtungen eines Arztes im Felde die Beachtung unserer Leser verdienen, auch wenn wir nicht durchweg mit seinen Folgerungen übereinstimmen.« DnG 12, 1916, 129.

249 Siehe z.B. [*Ferdinand*] *Hueppe*, Rezension von Spier, Irrwege, in: BkW 54, 1917, 1160. Erstmals taucht die Forderung auf bei *Pries* [d. i. Spier], Ehe-Urlaubsrecht. Tatsächlich gab es 1917 Bemühungen, die Abstände der Heimaturlaube bei verheirateten Soldaten zu verkürzen. Vgl. *Lißmann*, Wirkungen, 7.

250 *Mathilde Vaerting*, Rezension von Spier, Der Einfluß des Krieges auf das Geschlechtsleben, in: ZfS 3, 1916/17, 139f., hier 139.

251 Charakteristisch für sämtliche seiner Schriften ist die Einschätzung, dass der Krieg allen »alarmierenden Momenten« zum Trotz nicht an den »gesunden Grundfesten« der »Volkheit« rühren werde. *Spier*, Einfluß, 141.

chenden Bildern und Wertungen Zeugnis von den sexuellen Verhältnissen in der Etappe und an der Front ablegte. Nach welchen Mustern Konkretisierungen und Konnotationen je nach Legimitationsrahmen variiert wurden, lässt sich beim Vergleich zweier fast zeitgleich erschienener Publikationen veranschaulichen, die thematisch miteinander übereinstimmen: die erwähnte pseudonym publizierte Monographie von 1917 und der Aufsatz »Der Einfluß des Krieges auf das Geschlechtsleben«, den Spier einige Monate zuvor für ein Fachpublikum, in der Zeitschrift »Die neue Generation«, veröffentlicht hatte.

In diesem Aufsatz fallen bereits bei einem oberflächlichen Blick mehrere Besonderheiten ins Auge. Die Einlassungen über die Etappe etwa wichen deutlich ab von den in Frontzeitschriften zur Aufrechterhaltung von Feindbildern forciert bedienten Charakteristika der einheimischen Bevölkerung. Wurde dort von der Zensur darauf geachtet, dass bei der Darstellung der Beziehungen zu deutschen Soldaten eine emotionale Reserviertheit erkennbar wurde, erklärte Spier hier den Umstand, »daß sexuelle Annäherungen in großer Zahl stattfinden«, unumwunden aus den »engen und dauernden Beziehungen zwischen Besatzungs- und Belegtruppen und den Einwohnern«.²⁵² Auch sprach er von den Frauen in den besetzten Gebieten nicht in Bildern, wie sie von der Feldzensur verbreitet wurden. Sollten dort sexuelle Bereitwilligkeit vor dem Hintergrund einer hervorzuhebenden Verschlagen- und Hinterhältigkeit betont werden,²⁵³ konnte man hier lesen, dass eine durch den kriegsbedingten Mangel einheimischer Männer aufkommende »Sinnlichkeit« ebenso ursächlich sei wie »Elend und Not« in den besetzten Gebieten.²⁵⁴ Bemerkenswert offen fallen dabei Spiers Mitteilungen über die damit konfrontierte mentale Disposition der deutschen Soldaten aus: Sie sei geprägt von einer »Landknechtsstimmung«, die vollkommen rücksichtslose Formen angenommen habe und sich in der sexuellen »Ausnützung aller gegebenen Möglichkeiten« äußere: »Manche Männer«, so Spier hier, »prägen sich Axiome ein, wie z.B. ›Fünf Kilometer hinter der Grenze ist alles frei.‹ Diese Rohheit bedarf keines Kommentars.«²⁵⁵ Dabei machte er nicht den Versuch, diese »Rohheit« in einen Zusammenhang zu bringen mit virilen Bildern vom »Krieger«. Im Gegenteil: Mit »Männlichkeit«, so Spier, habe das nichts zu tun: »Männer sind ihren Prinzipien untreu geworden und haben versagt, wo sie in normalen Zeiten sich bewährt hätten. Auf dem Gebiete der Sexualität sind sie Schwächlinge und Unehrlische geworden«.²⁵⁶ Und angesichts dessen, was sich auf diese Weise fernab der Heimat abspiele, sei damit zu rechnen, »daß viele Menschen dauernden Schaden aus diesen Zeiten erfahren werden. Es ist zweifellos, daß einfache Wesen Perversitäten – angenommene nicht eingeborene Perversionen – nach den Erfahrungen ihrer Kriegsepoche mitnehmen werden«.²⁵⁷ Dies war eine Prognose, die der freilich

252 Spier, Einfluß, 131.

253 Vgl. Lipp, Meinungslenkung, 190; Nelson, Kameraden, 101f.; zum Echo dieser Propaganda in deutschen Feldpostbriefen siehe Crouthamel, Intimate History, 88–94.

254 Spier, Einfluß, 132. Das ist auch insofern bemerkenswert, als zu diesem Zeitpunkt Sexualforscher in ähnlicher Weise im Zusammenhang mit sexueller Untreue deutscher Frauen an der »Heimatfront« die »Geschlechtsnot« als vermutete Ursache zu betonen begannen. Vgl. Sauerteig, Militär, 210.

255 Spier, Einfluß, 131f.

256 Ebd., 140.

257 Ebd.

auch am Ende dieser Ausführungen zu findenden Schlussfolgerung widersprach, der Krieg schaffe lediglich »Akzidentiell« – »Eigentümlichkeiten, Lächerlichkeiten und Abscheulichkeiten«,²⁵⁸ die keine bleibenden Spuren hinterlassen würden.

In seiner auf ein breiteres Publikum zugeschnittenen Monographie findet sich bemerkenswerterweise das wenigste hiervon in dieser Form bzw. in allerdings direkt konträren Konnotationen wieder. Für die Kriegssituation spezifische Denk- und Verhaltensmuster von deutschen Soldaten, die sich »die eigenen Rechte mit Blut und Leben erkaufte« hätten, werden zwar auch hier in martialischen Formulierungen beschrieben. Jedoch werden sie konsequent abgekoppelt von ihrem sexuellen Verhalten hinter der Front: Wo sie »im Rausch und in der Erregung des Kampfes [...] draufgängerisch und forsch« seien, benähmen sie sich in der Etappe so »gutmütig und zurückhaltend«, dass man ihre Kontaktaufnahmen zu Frauen nur »täppisch« nennen könne.²⁵⁹ An die Stelle detaillierter Schilderung einer rohen »Landknechtsstimmung« der deutschen Soldaten tritt die Betonung einer ausgeprägten Passivität der »harmlosen Feldgrauen«. So seien sexuelle Kontakte mit einheimischen Frauen zumeist »notorisch ausgegangen von der fremden Seite«.²⁶⁰ Und anders als in seinem Aufsatz für »Die neue Generation« werden die Frauen in den besetzten Gebieten nicht in ihrer »sinnlichen« und sozialen Not geschildert. Spier charakterisiert sie hier als »raffiniert und degeneriert«, »pervers und ganz durchtrieben« und »seelisch durchaus abnorm«.²⁶¹ Auch das Wort von den »Männern« als sexualmoralischen »Schwächlingen« fällt hier nicht. Vielmehr wirbt die Schrift vor dem Hintergrund dieser als sexuell verschlagen beschriebenen Umgebung im Feindesland um Verständnis für sexuelle Untreue verheirateter Soldaten, versucht das Lesepublikum aber zugleich zu beruhigen.

Charakteristisch für diese Schrift sind relativierende Formulierungen wie: »Die verheirateten Soldaten haben es natürlich sehr schwer. [...] Doch steht fest, dass eine große Zahl [...] sich tadellos benimmt [...].« – »Es werden Ehen zerstört und manches Glück geht dabei in Scherben. Doch weist insgesamt die Geschlechtesmoral unserer Feldgrauen nicht Schäden oder schwere Gefahren auf.« Und: »Wer weiß, welche Verführungen wirklich sich in den feindlichen Städten bieten, muß sich direkt wundern, dass nicht noch mehr passiert.«²⁶² Anders als im Beitrag für »Die neue Generation« wird auf eine explizite Thematisierung von »Perversitäten« verzichtet; hier gehen die Soldaten, im Gegenteil, »stets den natürlichen Weg«.²⁶³ Bedient werden dagegen in Abgrenzung hierzu eben jene stereotypen Feindbilder, die von sexologischer Seite zu Kriegsbeginn herangezogen worden waren, um zu versichern, dass man sich in diesem Krieg auch in einem Kampf gegen eine Welt von perversen Feinden befinde. So habe er, schreibt

258 Ebd., 140f. Als bewusste Selbstzensur ist dies auch zu lesen vor dem Hintergrund, dass er damit eine von ihm bis dahin selbst und vielen anderen Fachvertretern angenommene Möglichkeit der Verwandelbarkeit von »Perversitäten« in »Perversionen« nicht aussprach. Siehe zur Vorkriegspublizistik Spier, Sexualnot, 25f.; allgemein Marcuse, *Neuropathia sexualis*, 850.

259 Spier-Irving, *Irrwege*, 16.

260 Ebd.

261 Ebd., 12 u. 13.

262 Zitate ebd., 17 u. 20f.

263 Ebd., 19.

Spier hier, beobachten können, wie deutsche Soldaten in französischen Schützengräben auf pornographische Bilder, Romane und ähnliches gestoßen seien: »Aber unsere harmlosen Burschen brachten diese Sachen lachend zu den Vorgesetzten, weil sie nicht wußten, was damit anzufangen.«²⁶⁴

Mit anderen Worten: Sichtbar wird eine systematische Übersetzungsarbeit von Spiers vor Fachpublikum referierten Beobachtungen in die Sprache der Propaganda, die sich an die breite Öffentlichkeit an der »Heimatfront« richtete. Sie zeigt sich in der variierenden Konkretisierung und semantischen Aufladung der kulturellen und sozialen Verhältnisse, in denen sich soldatische Sexualität im Kriegsraum manifestierte, und in den moralischen Konnotationen von soldatischer Männlichkeit und männlicher Sexualität. Die Funktion dieser Übersetzung ist evident und lag mit einem vonseiten der Zensur zu diesem Zeitpunkt des Krieges als zentral betrachteten Anliegen auf einer Linie. Es ging darum, an der »Heimatfront« – mit dem Ziel, diese zu beruhigen – Orientierung über die kulturellen und sozialen Umformungen »sexueller Fragen« im Krieg zu geben. Dies konnte aus einer Vielzahl von Gründen auf eine interessierte Leserschaft stoßen – von der Entfremdung vom Ehepartner über die Angst vor Geschlechtskrankheiten bis hin zum voyeuristischen Blick in den Kriegsraum. 1917 erschienen, wurden bis 1918/19 fünfzehn Folgeauflagen von Spiers Monographie notwendig.²⁶⁵

Dass dem Fachpublikum dabei eine durchaus andere »Wahrheit«²⁶⁶ präsentiert wurde als einer breiteren Öffentlichkeit, wirft natürlich die Frage auf, an welchen Stellen der Autor des in der sexualhistoriographischen Forschung zum Ersten Weltkrieg viel zitierten Buches *Irrwege und Notstände des Geschlechtslebens im Kriege* den eigenen Ausführungen eigentlich »glaubte«. Spier variierte seine Angaben zudem nicht allein in Abhängigkeit vom Publikationsort, vom Adressatenkreis und dem Verbreitungsgrad.²⁶⁷

264 Spier-Irving, *Irrwege*, 19.

265 Anfang 1920 wurde die wahrscheinlich letzte, die bibliographisch heute nicht mehr fassbare 16.-20. Auflage besprochen. Siehe Hermann Rohleder, Rezension von Spier, *Irrwege und Notstände des Geschlechtslebens im Kriege*, in: *Reichs-Medical-Anzeiger* 45/4, 1920, 72. Zur 1916 mit dem Ziel der Beruhigung der Bevölkerung ausgerichteten Zensurpraxis im gesundheitlichen Bereich vgl. allgemein Reinbothe, *Wissenschaftssprache*, 123f.

266 Es handelte sich dabei insgesamt um eine graduell andere »Wahrheit«, denn auch in seinen auf ein Fachpublikum zugeschnittenen Auslassungen lassen sich nicht erst im Licht heutiger Erkenntnisse über die deutsche Besatzungsherrschaft augenfällige thematische Auslassungen feststellen. Das gilt etwa für die konkrete Rekrutierung von belgischer Frauen für die vom deutschen Militär eingerichteten Bordelle oder, was für Brüssel eingehend untersucht worden ist, für die um sich greifende Kinderprostitution. Siehe dazu: *Aurore François*, From Street Walking to the Convent. Child Prostitution Cases judged by the Juvenile Court of Brussels during World War One, in: Heather Jones/Jennifer O'Brien/Christoph Schmidt-Supprian (Hg.), *Untold War. New Perspectives in First World War*, Leiden/Boston 2008, 151–177.

267 Eine weitere Variable war offenbar auch die disziplinäre Perspektive: Es ist vielleicht kein Zufall, dass es einem *Theologen* wie Paul Göhre während des Krieges möglich war, über »die Verwilderung des sexuellen Verkehrs« deutlichere Worte zu finden als mancher Sexologe. Was sich seit 1914 ereigne, schrieb Göhre 1917 in einer Broschüre, sei bezogen auf beide Geschlechter mit nichts aus der Vorkriegszeit zu vergleichen: »Ungezählte Ehen werden durch das Bewußtsein geübter Untreue vergiftet, ihres bisherigen reinen Geistes entleert.« – »Bei allen brutaleren Naturen unter den Männern, selbst unter den verheirateten Männern, kann das zu Formen des Verhaltens

Bei bestimmten Themen spielte, wie im folgenden Kapitel gezeigt wird, auch schlicht der Zeitpunkt eine Rolle.

3.4 »Notzucht« und die »Paroxysmen von Zerstörungswut«: Sexualisierte Kriegsgewalt und sexuelle Delinquenz

Prominentere Vertreter der Sexualwissenschaft wurden während des Krieges von den Militärbehörden als Gutachter zur forensischen Beurteilung von Fällen sexueller Delinquenz bei Armeeangehörigen gehört. Die Magnus Hirschfeld in Kriegsgerichtsverhandlungen zu Gesicht gekommenen Fälle lassen sich unterteilen in solche, die er ätiologisch in einen Zusammenhang mit der Kriegssituation brachte und als vorübergehende »Perversität« klassifizierte, und in solche, denen er die Klassifikation als Surrogathandlung nur bedingt, d.h. primär die Klassifikation »Perversion« zusprach.²⁶⁸ Zu »Perversionen« kam es seiner Einschätzung zufolge vorwiegend bei Soldaten, die »durch die chronischen Strapazen des Feldzuges oder akute Schockwirkungen der Schlacht« nervenkrank geworden waren. Nach Hirschfelds Erfahrung handelte es bei kriegsbedingt neurasthenischen Soldaten, die sexuell auffällig geworden waren, meistens um Offiziere. Sinngemäß hätten die Beschuldigten häufig angegeben:

»Wir spürten wohl auch schon früher ähnliche Neigungen, konnten sie aber beherrschen, jetzt sind wir nicht mehr die Alten; »invalide« geworden, fühlten wir uns nicht mehr imstande, äußeren Anreizen kraftvoll zu widerstehen.« Solche Fälle haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß schwere nervöse Erschöpfungszustände und höhere Grade reizbarer Nervenschwäche (=Neurasthenie) die sexuelle Widerstandskraft ebenso stark beeinträchtigen können wie die vielen artfremden Betäubungsmittel, die sich die Menschen einverleiben.«²⁶⁹

Publizieren konnte Hirschfeld über derartige Fälle während des Krieges jedoch nicht. In der gesamten von Iwan Bloch ab Ende 1914 erstellten Bibliographie über sexualwissenschaftliche Kriegsbeiträge sucht man vergeblich nach Beiträgen über Vorfälle von sexueller Delinquenz auf deutscher Seite.

gegenüber dem andern Geschlecht führen, die mancherlei starke Verrohung der Lebenssitten im Gefolge haben dürfte.« Insgesamt werde der Krieg eine »gegenseitige Geringschätzung und Erkaltung [...] als Massenerscheinung« nach sich ziehen. Siehe *Paul Göhre*, Front und Heimat. Religiöses, Politisches, Sexuelles aus dem Schützengraben, Jena 1917, 24 u. 25. Siehe auch das 1917 aus erzkatholischer Perspektive geschriebene Buch von *Grabinski*, Weltkrieg.

268 Zur in der frühen Sexualwissenschaft üblichen definitorischen Unterscheidung von »Perversion« und »Perversität« siehe etwa *Merzbach*, Sexuelle Verirrungen, 150–156.

269 GK I, 322. Als anlagebedingt hingegen beurteilte er vor einem Kriegsgericht etwa den Fall eines Feldwebels, den Untergebene wiederholt dabei beobachtet hatten, wie er in einem Stall »einer Sau beiwohnte«: »Er hätte seit 2 Jahren seine Frau, an der er mit größter Liebe hing und die ihm sieben blühende Kinder geschenkt hätte, nicht mehr gesehen; um ihr die Treue zu bewahren, hätte er sich mit dem Tier eingelassen. Trotz dieser treuherzig vorgebrachten Entschuldigung, die aus einer nicht unerheblichen geistigen Schwäche des Angeschuldigten hervorging, trotz musterhafter Führung im Dienst und vieler Kriegsauszeichnungen wurde der Mann von dem Kriegsgericht zu einer sehr erheblichen Freiheitsstrafe verurteilt.« *Hirschfeld*, Sexualpathologie, Bd. 3, 74.

Es blieb damit über die Kriegsjahre ein Feld gleichsam zugedeckt, von dem mehrere Sexualforscher in der Sondierungsphase hinsichtlich von Forschungsmöglichkeiten unter Kriegsbedingungen zunächst geglaubt hatten, dass seine Bearbeitung die wahrscheinlich vorrangige fachöffentliche Aufgabe sein würde. So hatte der Wiesbadener Arzt und Sexualwissenschaftler Karl Touton²⁷⁰ im November 1914 seiner Überraschung darüber Ausdruck gegeben, in der »einschlägigen Literatur« der Vorkriegszeit kaum eine nähere Beschäftigung mit einer der für ihn nun auf der Hand liegenden Frage gefunden zu haben, nämlich ob der Krieg für »schlummernde perverse Neigungen« ein »besonders günstiges Milieu« darstelle.²⁷¹ Das werde nun »einer genaueren wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen« sein.²⁷² In diese Kriegsphase fällt auch Freuds Studie *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in der ihn interessierte, inwiefern der Krieg zu einer »Triebumbildung« im Sinne einer »Rückbildung« zum »Urmenschen« sowie zu einem veränderten Verhältnis zum Tod führen werde. »Es wäre gewiß interessant«, hatte er dort geschrieben, dahingehend »die Veränderungen in der Psychologie der Kämpfer zu studieren, aber ich weiß zu wenig darüber«.²⁷³ Auch Hirschfelds Schrift *Kriegspsychologisches* aus dem Jahr 1915 zielte forschungsprogrammatisch in diese Richtung.²⁷⁴ Für den auf den sexuellen Fetischismus spezialisierten Nervenarzt Kurt Boas war die aus dem Fach kommende »Parole« im Januar 1915 klar gewesen:

»Alle Zweige werden durch den Krieg, den Zerstörer so vieler materieller und ideeller Werte, befruchtet. Darum ist auch von einer Reihe medizinischer Fachorgane die Aufforderung an ihre unter den Fahnen stehenden Mitarbeiter ergangen, über interessante fachwissenschaftliche Beobachtungen in ihren Spalten zu berichten. Auch die Sexualwissenschaft gibt diese Parole aus und bittet um Übermittlung interessanter kasuistischer sexualpathologischer Beiträge aus dem Felde.«²⁷⁵

270 Zur Person *Andreas Hill*, Art. »Karl Touton«, in: Sigusch/Grau (Hg.), *Personenlexikon*, 705–706.

271 *Karl Touton*, *Geschlechtsleben und Geschlechtskrankheiten in den Heeren, im Kriege und Frieden*, in: BkW 51, 1915, 3–7, 33–36, 56–59 u. 79–83, hier 36.

272 Ebd.; mit ähnlicher Stoßrichtung: »Krieg und Geschlechtstrieb«, in: DnG 11, 1915, 424–425.

273 Freuds eigener Beschäftigung mit dieser Frage wird hier nicht weiter nachgegangen. Zum einen widmete er sich in dieser Schrift erklärtermaßen allein denjenigen, »die zu Hause geblieben sind und nur zu erwarten haben, einen ihrer Lieben an den Tod durch Verletzung, Krankheit oder Infektion zu verlieren«. *Sigmund Freud*, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (1915), in: ders., *Kulturtheoretische Schriften*, Frankfurt a.M. 1974, 35–60, hier 51. Zum anderen sollte er auch über den gesamten Krieg hinweg keine eigenen therapeutischen Erfahrungen mit »Kriegsneurotikern« machen; vgl. *Johannes Reichmayr*, *Psychoanalyse im Krieg. Zur Geschichte einer Illusion*, in: Peter Passett/Emilio Modena (Hg.), *Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht*, München 1983, 36–58, hier 43. Wichtiger waren in diesem Kontext die gegen Kriegsende entstandenen Arbeiten zur »Kriegsneurose« u.a. von Ernst Simmel, die zwar von Freud interessiert rezipiert wurden (vgl. *Sutton*, *Sexual Pathologies*, 203f.). Das zentrale Theorem vom »Todestrieb« hatte Freud indes, worauf *Rudolph Binion* aufmerksam gemacht hat, schon 1913 vorgedacht, in *Zeitgemäßes* nicht weiter aufgegriffen und erst 1919/20 (in *Jenseits des Lustprinzips*) in eine theoretische Form gebracht. Vgl. *ders.*, *Freud über Aggression und Krieg: Einerlei oder zweierlei?*, Wien 1995, 11 u. 17ff.

274 *Hirschfeld*, *Kriegspsychologisches*; vgl. dazu oben Kap. III.1.

275 *Boas*, *Sexualpathologisches*, 64.

Tatsächlich aber sollte sich für Sexualforscher nur für wenige Monate ein zeitliches Fenster öffnen, über das Aufbrechen »schlummernder« Perversionen im Kriegsraum publizieren zu können. Um den Jahreswechsel 1914/15 erschienen mehrere mit empirischem Anspruch aufwartende Arbeiten zu Fragen einer sexuellen Sedimentierung von kriegesischer Gewalt, darunter Karl Friedrich Jordans Beobachtungen von der Ostfront²⁷⁶ und Albert Molls Bericht über die Frage sexueller Übergriffe durch deutsche Truppen während der Invasion in Belgien.²⁷⁷ Und auch von Spier finden sich aus der Frühphase des Krieges mehrere Veröffentlichungen, in denen das im »Kampf« hervortretende Element des »Atavistischen« in seinen Beziehungen zum Sexuellen im Mittelpunkt stand.²⁷⁸ Anfang 1915 hatte der Münchener Sexualforscher sogar gefordert, dass diese Frage nicht allein innerfachlich diskutiert gehöre, sondern sich »die Allgemeinheit [hierüber] rücksichtslos Rechenschaft abgeben soll«:

»Gar mancher kokettiert mit dem Padischah- und Marquis de Sade-Dasein. Aber im Krieg, wo Alkohol und Grausamkeit sich oft summieren, erzwungene Enthaltsamkeit und Fehlen von gesetzlicher Macht sich begegnen, brechen die alten Instinkte hervor. [...] Die bekannte Kumulation von Grausamkeit und Sexualität ist gerade im Kriege öfters möglich. Die Sexualwissenschaft hat von jeher das Problem von Grausamkeit und Wollust zu entwirren versucht. Man muß annehmen, um psychologisch zu bleiben, daß sehr enge und viele Assoziationsbahnen bei einer Reihe von Menschen zwischen den Bezirken der Wollust und Grausamkeit bestehen, daß über- und aneinandergelagerte Zentren sich leicht miteinander in Kontakt und Zusammenklingen bringen lassen. [...] Und gerade im Krieg [...] kann ein assoziativer Gewalteffekt auf die Sexualenergien miterfolgen, der dann bedauerliche Konsequenzen hat.«²⁷⁹

Bereits 1916 schrieb Spier jedoch, dass Beobachtungen über »Rückfälle in eine Phase biogenetischer Vergangenheit« – »Paroxysmen von Zerstörungswut, Kombinationen von Wollust und Grausamkeit, Exzesse ganz abnormer Unlogik«²⁸⁰ – praktisch ausschließlich bei den Soldaten der Entente zu machen seien. Zwar sei es nicht möglich, bei deutschen Kriegsteilnehmern den »Einzelfall [...] a priori abzuweisen«, doch müsse man derartige Fälle auf deutscher Seite, so Spier nun, als »wissenschaftliche Kuriositäten« werten.²⁸¹

Diese anfänglich größere publizistische Freiheit lässt sich an einer parallelen Entwicklung ablesen, bei der die Zensur zunächst ebenfalls nicht einschritt: Im Bereich der populären Publizistik hatten im Sog des »Augusterlebnisses« vielfach auch äußerst brachiale, von sexualisierter Gewaltlust geprägte autobiographische Schilderungen des

276 Karl Friedrich Jordan, Die psychologischen Ursachen der Grausamkeiten im Kriege, in: GG 9, 1914, 321–326.

277 Albert Moll, Eine psychologische Betrachtung über die belgische Untersuchung »deutscher Grausamkeit«, in: Kosmos 10, 1914, 527–529.

278 Siehe Spier, Sexualbilanz. Das Thema hatte ihn schon im Zusammenhang mit dem »Augusterlebnis« interessiert. Siehe ders., Kriegsmassenpsychosen, in: Zeit im Bild 12, 1914, 1660.

279 Spier, Sexualbilanz, 744 u. 745.

280 Spier, Atavismen und Kriegsexzesse, in: Die Gegenwart 45, Nr. 10/11, 1916, 153–155 u. 171–174, hier 153.

281 Ebd., 173.

»Kriegserlebnisses« Konjunktur gehabt. Sie gehörten in der frühen Phase des Krieges, wie der Historiker Bernd Ulrich gezeigt hat, zu der von Verlagen und Zeitschriftenredaktionen ganz bewusst betriebenen »Vermarktung des Krieges«.²⁸² Auch seriöse Zeitungen waren davon nicht ausgenommen. Im November 1914 druckte etwa die »Neue Rundschau« einen aufsehenerregenden Bericht eines deutschen Sanitätssoldaten über einen von ihm begangenen Mord an drei Zivilistinnen ab, die ihm in den Kämpfen bei Lüttich in die Hände geraten waren. Die sexuellen Schattierungen des autobiographisch beschriebenen Gewaltrausches waren unverkennbar, und gewiss meinte Spier bei seinen Bedenken, dass der Krieg nicht allein eine Situation geschaffen hatte, in welcher »atavistische Erbteile« wieder aufbrechen, sondern in der auch das unverhohlene »Kokettieren« mit lustvoll ausgeübter Gewalt salonfähig geworden war, Fälle wie diesen:

»Das Haar hing ihnen gelöst und zersaust um den Kopf, die Kleider bestanden nur noch aus Fetzen und zeigten den Körper halb entblößt. Als ich das von mir festgehaltene Weib anschaute, lachte es wie teuflisch, grinste wie wahnsinnig. Da überkam mich eine Wut, eine gräßliche, dumpfe, die mir die Sinne raubte. Ich weiß noch, wie ich das Weib am Hals umklammerte, wie ich es würgte, und kam nicht eher wieder zu klaren Sinnen, als ich neben mir einen Schuß fallen hörte, als ich wieder aufsprang und beide Weiber tot am Boden liegen sah. Ich hatte gewürgt, der andere geschossen.«²⁸³

1915 schob die Zensur zunehmend solchen Publikationen einen Riegel vor, sobald es generell um das Verhältnis von Gewalt und Sexualität im Zusammenhang mit deutschen Soldaten ging. Die Oberzensurstelle reagierte zum einen mit der Anweisung an die Tagespresse, »[s]ensationelle Schilderungen der Schrecken des Krieges« nicht mehr abzudrucken.²⁸⁴ Ein weiterer Grund für das ab dem zweiten Kriegsjahr konsequentere Einschreiten der Militärzensur – auch jenseits der Tagespresse – war der in dieser Zeit zur Doktrin gewordene Strategiewechsel nach der Propagandaoffensive der Alliierten über Gräueltaten der Deutschen beim Vormarsch durch Belgien und Nordfrankreich und die daran anschließende Besatzungsherrschaft. Im Frühjahr 1915 hatten sich die deutschen Behörden auf eine rigide »Strategie des Leugnens«²⁸⁵ festgelegt und mit Gegenpropagandamaßnahmen reagiert, die – wie etwa bei der Edition des »Weißbuchs« über die deutsche Kriegführung – ganz bewusst mit Methoden der Wahrheitsbeugung und der Unterdrückung von Dokumenten arbeiteten.²⁸⁶

282 Vgl. Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997, 122ff., Zitat 124. Diese Schattierungen zeigten sich in den frühen, von der Tagespresse abgedruckten »Kriegsgedichten«. Dazu exemplarisch Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich, *Deutschland im Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a.M. 2013, 64.

283 Zit. nach Ulrich, *Augenzeugen*, 122f. Der hier zitierte Artikel sorgte für eine große Aufmerksamkeit und sehr unterschiedliche Reaktionen. Eine Notiz aus Helene Stöckers nach dem Krieg in Ausschnitten publizierten Kriegstagebuch bezog sich auf ebendiesen Artikel: »Schauerlich«, so der Eintrag vom 19.11.1914 (*dies.*, Vor zehn Jahren!, in: DnG 20, 1924, 145–161, hier 160). Stefan Zweig hingegen schrieb an Romain Rolland von einem »ausgezeichneten Kampfbericht« – »freilich sehen Sie auch darin mit entsetzlicher Gewalt, die Notlage!« *Ders.* an Romain Rolland am 11.11.1914, in: Zweig/Rolland, *Von Welt zu Welt*, 79–83, hier 80.

284 Zit. nach Lokatis, *Buchhandel*, 449. Ähnliche Maßnahmen wurden ab 1915 auf dem Feld der Fotografie ergriffen. Vgl. Holzer, *Lächeln der Henker*, 109f.

285 Horne/Kramer, *Kriegsgreuel 1914*, 363.

286 Vgl. ebd., 349–363.

Wohl vor diesem Hintergrund wurde 1915 auch keine Druckerlaubnis für ein von Julius C. Brunner den Behörden vorgelegtes Werk erteilt, das sich dezidiert dem Thema »Sexualverbrechen im Krieg«²⁸⁷ widmen wollte. Ähnliches dürfte auch bei einer Studie von Arthur Kronfeld²⁸⁸ sowie bei der im sexualwissenschaftlichen Kontext sicherlich bekanntesten von der Zensur verhinderten Studie, der von Paul Plaut verfassten *Psychographie des Kriegers*, der Fall gewesen sein. Denn hier spielte die aktive Gewalterfahrung deutscher Soldaten eine zentrale Rolle: Der spätere Assistent Albert Molls befasste sich damit aus psychopathologischer Perspektive. Die Schrift erschien, nachdem im Frühjahr 1915 die Behörden die Durchführung von Befragungen an der Front unterbunden hatten, erst 1920.²⁸⁹ Wie sehr ab 1915 das Thema soldatischer sexueller Delinquenz tabuisiert werden sollte, macht deutlich, dass auch medizinische und sexualwissenschaftliche Fachzeitschriften nicht mehr in der Lage waren, einen entsprechenden Legitimationsrahmen zu liefern.²⁹⁰ Wenn in Militärgerichtsverfahren forensisch involvierte Mediziner in der Fachöffentlichkeit darauf zu sprechen kamen, »daß draußen im Felde [...] sexuell perverse Handlungen vorkommen«, verlegte man sich auf Andeutungen, zählte die als ursächlich vermuteten Faktoren wie körperliche Überanstrengung oder übermäßigen Alkoholkonsum auf. Es wurde aber nicht benannt, welche Formen von sexueller Delinquenz Gegenstand kriegsgerichtlicher Verfahren geworden oder in anderen Zusammenhängen beobachtet worden waren.²⁹¹ Eine Analyse des Einflusses von Kriegsnationalismus und -propaganda auf den sexualwissenschaftlichen Blick kann sich infolgedessen nur auf wenige und aus der Frühphase des Krieges stammende Beispiele stützen. Diese Veröffentlichungen jedoch bieten aufschlussreiche Einblicke in die Grundmuster der Zugänge zur Gewalt.

Die umfangreichste während des Krieges entstandene Veröffentlichung eines Sexualwissenschaftlers, die sich der Frage sexueller Übergriffe durch deutsche Soldaten

287 Das Werk erschien 1922 in einer überarbeiteten und ergänzten Fassung unter dem Titel *Illustrierte Sittengeschichte. Krieg und Geschlechtsleben* (Frankfurt a.M. 1922); zur Entscheidung der Zensurbehörde während des Krieges siehe ebd., 6.

288 Nicht freigegeben wurde Kronfelds Buch *Psychologische und neurologische Erfahrungen als Frontarzt*. Siehe den bibliographischen Anhang in Ingo-Wolf Kittel, Arthur Kronfeld, 1886–1941. Ein Pionier der Psychologie, Sexualwissenschaft und Psychotherapie, Konstanz 1988, 108–128. Das Buch ist auch nach dem Krieg nicht auf dem Buchmarkt erschienen. Exemplare bot Kronfeld 1919 auf einer Sitzung der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Neurologie an, doch ist bis heute keines auffindbar. Mitteilung Ingo-Wolf Kittel (†) an den Verfasser.

289 Plaut, *Psychographie*. Dazu eingehend Köhne, *Papierne Psychen*. Zum Einschreiten der Militärzensur sowie zu Plauts Aufgreifen der Gewalterfahrung vgl. ebd., 80 u. 97f.

290 Jenseits von Kriegspropaganda finden sich in der neutralen Presse partiell Spuren einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Fragen der sexuellen Dimension von kriegerischer Grausamkeit. Ein Beispiel liefern Hinrichtungsszenen auf Bildpostkarten (von Rudolphe Archibald Reiss im Amsterdamer »Telegraaf« 1916 im Rahmen mehrerer Aufsätze veröffentlicht), die bei deutschen Offizieren gefunden worden waren. Wegen des auf diesen Aufnahmen zu sehenden Vergnügens der umstehenden Soldaten fragte Reiss explizit nach der Rolle des »Sadismus«. Vgl. Holzer, *Lächeln der Henker*, 87–96, Zitat 88.

291 Siehe Otto Leppmann, *Psychiatrische und nervenärztliche Sachverständigentätigkeit im Kriege*, in: *Zeitschrift für ärztliche Fortbildung* 12, 1915, 673–680, Zitat 679.

widmete, stellt die bereits erwähnte Studie von Albert Moll über den Vormarsch in Belgien und Nordfrankreich dar. Die im Oktober 1914 in der deutschen und der neutralen Presse vielfach abgedruckte, in der historischen Forschung über deutsche Kriegsverbrechen 1914 seltsamerweise vollständig übersehene²⁹² Erhebung war noch als eine offizielle Auftragsarbeit entstanden. Keine geringere militärische Instanz als der Große Generalstab hatte den Berliner Sexualforscher danach ersucht, persönlich nach Belgien zu reisen und vor Ort Nachforschungen über den Wahrheitsgehalt der in der alliierten Presse verbreiteten, bereits in Teilen von der belgischen Untersuchungskommission vorgelegten amtlichen Berichte über deutsche Kriegsgräueltaten in Aarschot und Löwen anzustellen.²⁹³ Moll, der seinen eigenen Angaben zufolge wegen seines Rufs als Experte auf dem Gebiet der Aussagepsychologie angesprochen worden war, sagte »natürlich zu«²⁹⁴ und befragte auf der Grundlage des belgischen Untersuchungsberichts vor Ort Zeugen der Invasion. Die Ergebnisse seiner auf Bitten der deutschen militärischen Führung veröffentlichten Expertise²⁹⁵ fasste er folgendermaßen zusammen:

»Alles in allem stellt der *Untersuchungsbericht* eine *Urkunde* dar, die in erregten Zeiten auf suggestible Gemüter einen Eindruck machen kann, die aber denen, die sich ihr ruhiges Urteil bewahren, als ein *Muster der Wahrheitsverdunkelung* gelten muß.«²⁹⁶

Von ihm befragt, hätten in der Zwischenzeit viele Belgier selbst Zweifel angemeldet, ob die meisten Angaben über militärischen Terror und willkürliche Übergriffe auf die Zivilbevölkerung wirklich zuträfen. Das Gros der gegen deutsche Soldaten in Belgien erhobenen Gräueltatsbeschuldigungen gehe auf einen von der belgischen Regierung propagandistisch beförderten massenpsychotischen Zustand zurück. Ganz wesentlich für eine fachliche Einschätzung der Ergebnisse der belgischen Kommission sei es überdies, so Moll, dass es sich bei einem Großteil der herangezogenen Zeugen um Frauen handelte:

»Ohne diesem [dem weiblichen Geschlecht] irgendwie zu nahe treten zu wollen, weise ich darauf hin, daß gerade die Zuverlässigkeit des Weibes als *Zeugin* vielfach bestritten

292 Auch in den umfangreichen Untersuchungen von *Horne/Kramer* (Kriegsreue 1914) und *Ulrich Keller* (Schuldfragen. Belgischer Untergrundkrieg und deutsche Vergeltung im August 1914, Paderborn u. a. 2017) wird sie nicht erwähnt. Das erstaunt nicht aufgrund ihres inhaltlichen Gehalts, sondern vor dem Hintergrund ihrer damaligen Verbreitung in der Presse. Zum Abdruck der Studie (Moll, Eine psychologische Betrachtung) vgl. *Albert Moll*, Ein Leben als Arzt der Seele, Dresden 1936, 207. Bibliographisch bis dato nachweisbar sind neben ausgebauten Versionen in medizinischen Fachzeitschriften – siehe *Sebastian Pranghofer*, Albert Moll Sources and Bibliography, in: *Medical History* 56/2, 2012, 296–306, hier 304 – in ausführlichen Auszügen wiedergegebene Zitationen u. a. in der sozialdemokratischen Presse der Mittelmächte (z. B. *Salzburger Chronik*, 4.10.1914).

293 Moll, *Arzt der Seele*, 207f. Zu den Berichten der belgischen Kommission Näheres bei *Horne/Kramer*, *Kriegsgräueltaten* 1914, 336 u. 343f.; siehe zum völkerrechtlichen Kontext auch *Daniel Marc Segesser*, Verrechtlichung des Krieges? Völkerrechtliche Konventionen und das »Ius in Bello« im Vorfeld und zu Beginn des Ersten Weltkrieges, in: *Angelow/Großmann* (Hg.), *Wandel*, 57–68, hier 65f.

294 Moll, *Arzt der Seele*, 207.

295 Die Angabe, die Initiative für eine Verbreitung seines Gutachtens sei von militärischen Stellen ausgegangen, stammt von Moll selbst (siehe ebd.).

296 Moll, *Eine psychologische Betrachtung*, 529.

wird. Und wenn das Weib noch dazu von der Massenpsychose beeinflusst wird, so wird die Zuverlässigkeit gewiß nicht gewinnen.«²⁹⁷

Das gelte gerade auch im Hinblick auf den Beschuldigungskomplex Vergewaltigungen.²⁹⁸ In diesem Punkt war es Moll wichtig, auf seine langjährigen Erfahrungen als forensischer Sachverständiger in Sittlichkeitsprozessen hinzuweisen. Denn aus diesen habe er die Erkenntnis gewonnen,

»wie viele solcher Anschuldigungen reine Phantasieprodukte sind, wie oft von einem Mädchen oder einer Frau oder von ihnen selbst in langen Phantasien konstruierte sexuelle Vorgänge plötzlich zu irgend einem ganz unschuldigen Manne in Beziehung gebracht werden, so daß sich dieser schließlich als ein Sittlichkeitsverbrecher rechtfertigen muß. Wenn wir schon in ruhigen Zeiten viele derartige Fälle kennen, so wird man dem Bericht der belgischen Untersuchungskommission gegenüber ganz besonders mißtrauisch sein. Besonders sind es erfahrungsgemäß Hysterische, die zu solchen Anschuldigungen neigen. [...] [G]ar manche Hysterische ist geneigt, aus irgend einer harmlosen Berührung ein schweres Sittlichkeitsverbrechen zu machen. Ein Bajonett, das sie bei den durchziehenden Soldaten sieht, glaubt sie im Leibe zu spüren, oder stellt sich auch in der lebhaften Phantasie das Bajonett in dem Körper anderer vor.«²⁹⁹

Tatsächlich war dieser Teil seiner Ausführungen keineswegs, wie man auf den ersten Blick zumal bei einem politisch national denkenden Wissenschaftler wie Moll annehmen könnte, reine Konzession an eine kriegsideologisch erwünschte Tendenz seines Gutachtens. Dass Aussagen von Frauen vor Gericht generell, insbesondere aber dann, wenn es um Vergewaltigung ging, mit größter Skepsis zu begegnen sei, hatte in der Kriminalistik der Vorkriegszeit geradezu Lehrsatzcharakter besessen. Er galt auch unter den Fachleuten der zeitgenössischen Medizin und Sexualforschung durchgängig, von progressiven bis konservativen Vertretern, als wissenschaftlich gesicherter Gemeinplatz.³⁰⁰ Dass Sexualforscher in ihrer Gutachtertätigkeit für Gerichte kaum einem Tatbestand des Sexualstrafrechts misstrauischer begegneten als dem Paragraphen 177 RStGB (»Notzucht«), meinten sie unter Rückgriff auf den Forschungsstand verschiedener Spezialdisziplinen begründen zu können. Argumentierten Kriminologen in der Regel aussagepsychologisch, dass Frauen im »hysterischen« Zustand ebenso wie während der Menstruation, im Laufe der Schwangerschaft und im pubertären Alter zu falschen oder übertriebenen Aussagen neigen würden, beriefen sich Ärzte häufig auf vermeintlich gesicherte Erkenntnisse zur Physiologie des Geschlechtsapparats und zur Ontologie der Geschlechter.³⁰¹ Die dabei vorausgesetzten Prämissen korrespondierten

297 Ebd., 528 (Hervorh. i. Orig.).

298 Zur historiographisch weiterhin schwierig zu beantwortenden Frage nach der Dimension sexualisierter Gewalt beim deutschen Vormarsch im Westen 1914 siehe u.a. Markus Pöhlmann, Über die Kriegsverbrechen von 1914, in: Flavio Eichmann/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.), Globale Machtkonflikte und Kriege. Festschrift für Stig Förster zum 65. Geburtstag, Paderborn 2016, 125–144, hier 134.

299 Moll, Eine psychologische Betrachtung, 528.

300 Siehe hierzu die grundlegende Untersuchung von *Hommen*, Sittlichkeitsverbrechen.

301 Vgl. dazu etwa am Beispiel des Kriminologen Siegfried Weinberg Eder, Kultur der Begierde, 147, oder am Fall von Hans Gross Richard Kühl, Art. »Hans Gross«, in: Sigusch/Grau (Hg.), Personenle-

mit dem in den zeitgenössischen Sexualtheorien so gut wie durchgängig als »natürlich« interpretierten Stellenwert von »Gewalt«, die als elementarer Bestandteil der männlichen Sexualität galt. Max Marcuse und Ludwig Fraenkel etwa hatten vor dem Krieg geschrieben, dass nach allem, was über die physiologischen Abläufe beim sexuellen Verkehr bekannt sei, es in jedem Fall auszuschließen sei, dass ein »normal kräftiger« Mann überhaupt in der Lage wäre, gewaltsam in die Vagina einer nicht zum Geschlechtsverkehr bereiten »normal kräftigen« Frau einzudringen.³⁰² Dass Frauen zwar vielleicht gegen ihren bewussten Willen, nicht aber gegen ihre auf den Empfang von männlicher Brutalität eingerichteten Instinkte vergewaltigt werden könnten, war die Überzeugung des britischen Sexualforschers Havelock Ellis und lässt sich in ähnlicher Weise in weiteren medizinischen, nicht zuletzt auch in psychoanalytischen Texten dieser Zeit auffinden.³⁰³

In diesen Äußerungen spiegelt sich eine definitorische Auffassung von »Notzucht«-Delikten, wie sie die Historikerin Tanja Hommen für deutsche Gerichte der Zeit der Jahrhundertwende anhand von Prozessen und Voruntersuchungen nach dem »Notzucht«-Paragraphen 177 RStGB herausgearbeitet hat.³⁰⁴ Demnach wurde in Gerichtsverfahren auf Notzucht nur dann erkannt, wenn das Vergewaltigungsoffer nachweisen konnte, sich »massiv« mit allen verbalen und körperlichen Mitteln zur Wehr gesetzt zu haben. Da eine zum vorgeblichen Schein geäußerte Abwehr als »natürlicher« Bestandteil weiblichen (= passiven) Sexualverhaltens angesehen wurde, fand selbst tätlicher Widerstand allein dann Eingang in die Beweisaufnahme, wenn diese Gegenwehr mit allen Mitteln über den gesamten sexuellen Übergriff hinweg – und das hieß nach damaliger Auffassung: bis zur Ejakulation des Täters, was im juristisch qualifizierenden Sinne mit »Vollzug« gleichgesetzt wurde – aufrechterhalten worden war.³⁰⁵ Männliche Gewaltanwendung wurde damit, so Hommen, als ein strafrechtlich nicht ohne weiteres relevanter Aspekt der »normalen« männlichen sexuellen Initiative oder Annäherung aufgefasst.³⁰⁶

xikon, 240–244, hier 242f.; sowie insgesamt dazu *Franziska Lamott*, Weibliche Emanzipation als Symptom und Delikt. Die Frauenfrage im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 5, 1992, 25–40.

302 *Max Marcuse*, Sexualphysiologie und Sexualpsychologie des Weibes, in: *Sexual-Probleme* 10, 1914, 766–779, hier zit. n. *Mayer*, *Sexologe*, 39f.

303 Vgl. *Margaret Jackson*, Sexualwissenschaften und die Universalisierung männlicher Sexualität, in: *Christiane Schmerl u.a. (Hg.), Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2000, 99–115, hier 107f.; *Shani D'Cruze*, Sexual Violence since 1750, in: *Sarah Toulalan u.a. (Hg.), The Routledge History of Sex and the Body: 1500 to the Present*, London u.a. 2013, 444–460, hier 450; *Hommen*, *Sittlichkeitsverbrechen*, 210f.

304 Vgl. *Tanja Hommen*, »Sie hat sich nicht im Geringsten gewehrt«. Zur Kontinuität kultureller Deutungsmuster sexueller Gewalt seit dem Kaiserreich, in: *Christine Künzel (Hg.), Unzucht – Notzucht – Vergewaltigung. Definitionen und Deutungen sexueller Gewalt von der Aufklärung bis heute*, New York/Frankfurt a.M. 2003, 119–136. In der Studie wurden Verfahren am Münchener Landgericht zwischen 1870 und 1905 ausgewertet.

305 Die Aufgabe des tätlichen Widerstands zu einem Zeitpunkt vor der Ejakulation hingegen wurde allgemein als Übergang in die Einwilligung beurteilt. Vgl. ebd., 122–125 u. 128ff.

306 So wurde auch Geschlechtsverkehr, der als erzwungen ermittelt wurde, nicht mit sexueller Gewalt im Sinne der Notzucht gleichgesetzt und auch nicht als strafbar eingestuft, wenn sich die Ange-

Wie häufig während des Weltkriegs von deutschen Militärgerichten Gutachten von Sexualforschern für »Notzucht«-Verfahren gegen Angehörige der eigenen Armee in den besetzten Gebieten angefordert wurden und wie dort argumentiert wurde, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen.³⁰⁷ Allerdings legen Äußerungen von Fachrepräsentanten aus der Vorkriegszeit nahe, dass sie der gängigen Praxis in deutschen Gerichtssälen kaum etwas entgegengesetzt haben dürften. Die Berufung auf eine »Professionalisierung« der Aussagepsychologie auf der einen Seite, der Verweis auf vorgebliche Erkenntnisse zur Sexualphysiologie auf der anderen wird keine Erweiterung oder Ausdifferenzierung des Begriffs der »Notzucht« zur Folge gehabt haben, sondern eher dessen Verfestigung.³⁰⁸

Das erklärt auch, weshalb die deutsche Sexualwissenschaft 1914 keineswegs allein Berichten der Alliierten über sexuelle Gewaltverbrechen deutscher Soldaten in Belgien und Nordfrankreich keinen Glauben schenkte, sondern sie auch Angaben der deutschen Propaganda über an deutschen Frauen bei der russischen Invasion in Ostpreußen verübten Vergewaltigungen äußerst reserviert gegenüberstand. Nach Stellungnahmen von männlichen Sexualwissenschaftlern, die sich explizit dem Thema »Notzucht« widmeten, sucht man in diesem Zusammenhang beinahe vergeblich: Dort, wo die nach neuen historischen Untersuchungen im Hinblick auf das Ausmaß von Gewalt gegen Zivilisten den deutschen Kriegsverbrechen während der Invasion im Westen offenbar doch sehr ähnlichen russischen Gräueltaten³⁰⁹ Gegenstand von sexualwissenschaftlichen Untersuchungen oder Wortmeldungen waren, wurde das Thema Vergewaltigungen entweder vorwiegend der Sphäre weiblicher »Hysterie« zugeordnet,³¹⁰ schlichtweg überge-

griffene nicht zu wehren gewagt hatte. Passierte dies, so *Hommen*, fielen diese Übergriffe »aus dem kulturellen Deutungsmuster heraus, das eine Handlung als sexuelle Gewalt qualifizierte. Es gab weder einen Namen, der diese Form des erzwungenen Geschlechtsverkehrs als sexuelle Gewalt kennzeichnete, noch eine offizielle Sanktionsmöglichkeit.« Ebd., 131.

307 Die Quellenlage zur Praxis deutscher Militärgerichte in den besetzten Gebieten ist generell als prekär zu bezeichnen. Aussagekräftig recherchierbar sind bis heute allein deutsche Militärstrafverfahren gegen Angehörige der eigenen Armee, die sexuelle Gewaltverbrechen während ihres Heimaturlaubs oder nach ihrer Entlassung in Deutschland begangen hatten. Hierbei fällt ins Auge, dass es in den zur Verhandlung gekommenen Anzeigen selten um Vergewaltigungen von Frauen, sondern sehr viel häufiger um Vergewaltigungen von Kindern ging. In medizinischen Gutachten spielte die Thematisierung des Krieges als traumatischer Auslöser wie auch in vielen anderen Kontexten eine geringe Rolle. Vgl. *Crouthamel*, *Intimate History*, 46–53. Siehe dazu auch den in den wesentlichen Punkten weiterhin gültigen Forschungsüberblick über Vergewaltigungen im Ersten Weltkrieg bei *Birgit Beck*, *Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939–1945*, Paderborn u.a. 2004, 41–44.

308 Hierauf weist die in Umrissen beleuchtete Rolle der Sexualwissenschaft im kriminologisch-medizinischen Diskurs hin in der Untersuchung von *Hommen*, *Sittlichkeitsverbrechen*, 35–47.

309 Vgl. zu diesem neueren Befund mit Rekurs auf die noch nicht erschienene Studie des Historikers Peter Holquist *Alan Kramer*, *Begrenzte und entgrenzte Gewalt in den Invasionen von 1914: Belgien, Ostpreußen, Galizien, Serbien*, in: Frank Becker (Hg.), *Zivilisten und Soldaten. Entgrenzte Gewalt in der Geschichte*, Essen 2015, 169–187, hier 184f.; zudem die Diskussion bei *Pöhlmann*, *Kriegsverbrechen*, 130f.

310 Siehe etwa *Johannes Marr* [d. i. Johannes Bernhard Schneider], *Verleumdung und Ehrabschneidung*, in: *GG* 9, 1915, 377, hier 379f.

gangen³¹¹ oder allenfalls vor dem Hintergrund einer vorgeblich besonders »tierischen« Konstitution »der« Kosaken näher aufgegriffen.³¹² So äußerte der Frauenarzt und Sexualforscher Max Hirsch, entsprechende Angaben aus Ostpreußen seien *in grosso modo* unter das Rubrum der »Kriegspsychose des Weibes« einzuordnen. Über die Frage von Schwangerschaften infolge von Vergewaltigungen durch russische Soldaten meinte er: »Ihre Zahl [...] steht im umgekehrten Verhältnis zu der Propaganda, für die sie erhalten mußten, und ist sicherlich verschwindend klein. Von den Fällen, die zu meiner Kenntnis gekommen sind, ist keiner erwiesen.«³¹³ Der Münchener Sexualwissenschaftler Gaston Vorberg war denn auch voll des Lobes, dass sich die Deutschen in ihrer Gesamtheit »über die Schwängerung von Ostpreussinnen durch Kosaken weit weniger aufgeregt« hätten als die Franzosen oder Belgier über gleichlautende Vorwürfe an die deutsche Seite. Es stehe doch fest, wie häufig »Hysterische Notzucht an[geben], wo keine Vergewaltigung, sondern sogar eine Aufforderung vorlag.«³¹⁴

Es kann daher auch die Tatsache nicht erstaunen, wenn sich an der vom BfMS Ende 1914 angestoßenen Debatte über ein »Notgesetz«, das eine ärztlich betreute Abtreibung von durch Vergewaltigungen in Ostpreußen gezeugten Kindern ermöglichen sollte, kein namhafter Vertreter der deutschen Sexualwissenschaft beteiligte.³¹⁵ Das gilt auch für den in anderen sexualpolitischen Zusammenhängen oftmals eng mit Helene Stöcker und dem BfMS kooperierenden Magnus Hirschfeld, der zu diesem Zeitpunkt in Ruhleben als Arzt des Roten Kreuzes tätig war. Er hatte dort aus erster Hand Berichte von geflohenen Menschen aus Ostpreußen erhalten und war über deren traumatisierende Erfahrungen entsetzt gewesen.³¹⁶ Dass aber auch Hirschfeld im Hinblick auf begangene Vergewaltigungen die »Skepsis« seiner Fachkollegen teilte, geht aus einer Stelle seiner *Sexualpathologie* hervor, von der sich ausschließen lässt, dass sie von kriegsnationalistischen Rücksichten beeinflusst war. 1920 erschienen und vom Krieg bereits in der

311 Zur weitgehenden Leerstelle des Themas Vergewaltigung im deutschen sexologischen Kriegsdiskurs über »Grausamkeit« siehe beispielsweise *Jordan*, Ursachen; *Boas*, Sexualpathologisches.

312 Bei *Spier* heißt es dazu: »Die Fabeln von brutalen Vergewaltigungsszenen kultivierter Krieger, welche im Bewegungskrieg Dörfer und Städte erobern, sind nicht ernst zu nehmen. Zu solchen Szenen kann's ehestens bei Barbaren und Halbwilden kommen. Aber auch dort nur, wenn Mordlust, Blutvergießen, Feuersbrünste und Plünderungen sich einen, die Grausamkeits- und Wollustinstinkte, die ja im Sexuellen an- und übereinandergelagert, zuweilen sogar ineinandergeschachtelt sind, zu entfalten. Dann kann's zu Vergewaltigungen, zu paroxysmalen Ausbrüchen sexueller Zerstörungs- und Besitzlust kommen. Man darf den Berichten über solche Vorkommnisse stets einen recht großen Zweifel entgegensetzen und hüte sich, sofort fertige Urteile bereitzuhalten.« *Ders.*, Einfluß, 130. Ganz ähnlich argumentierten im Ersten Weltkrieg auch die französischen Ärzte mit Blick auf die Frage der Abtreibung nach Vergewaltigungen durch deutsche Soldaten in den besetzten Gebieten in Nordfrankreich und Belgien. Vgl. *Michl*, Im Dienste des »Volkskörpers«, 165.

313 *Max Hirsch*, Ueber Kriegspsychose des Weibes, in: Deutsche Strafrechts-Zeitung 3, 1916, Sp. 134–137, hier Sp. 137.

314 *Vorberg*, Geschlechtsleben, 36.

315 Zur Forderung des BfMS, vergewaltigten ostpreußischen Frauen, die sich gegen eine Abtreibung entschieden, besondere staatliche Fürsorgemaßnahmen zu gewähren, siehe »Ein Notgesetz für die Frauen«, in: DnG 11, 1915, 137–139. Vgl. zu dieser Auseinandersetzung auch *Michl*, Im Dienste des »Volkskörpers«, bes. 169.

316 *Hirschfeld*, Kriegszeit (I), 29.

Vergangenheitsform berichtend, behauptete Hirschfeld dort nicht, dass sexuelle Gewaltverbrechen gegen Frauen im Weltkrieg überhaupt nicht vorgekommen wären (was Moll 1914 in seinem Bericht über die deutsche Invasion in Belgien ebenfalls nicht ausdrücklich getan hatte). Grundsätzlich jedoch, so Hirschfeld, müsse bei der Aufklärung von Vergewaltigungen immer bedacht werden, dass »im Wesen des sexuellen Angriffs [!] an sich schon etwas Gewalttätiges liegt« und wie erregend männliche »Brutalitäten auf Frauen wirken«. ³¹⁷ Im Laufe des Krieges sei ihm eine Geschichte zu Ohren gekommen, die diese Konstellation treffend verdeutliche:

»Es wären in vielen Ortschaften die Frauen und Mädchen angewiesen [worden], sich während des Durchzugs der Feinde nicht blicken zu lassen, da sie sonst vergewaltigt werden könnten; die Bewohnerinnen hätten sich dann auch hinter Türen und Fenstern versteckt gehalten, seien aber, als die letzten feindlichen Truppen die Stadt verlassen hätten, ganz enttäuscht mit dem Rufe hervorgestürzt: ›Wo bleibt die Vergewaltigung?‹.« ³¹⁸

Möglicherweise, meinte Hirschfeld, sei diese Geschichte frei erfunden. Sicher aber sei, dass sie »von einem guten Psychologen herrührt«. 25 Jahre Tätigkeit als forensischer Sachverständiger hätten ihm klargemacht,

»daß keiner Angabe auf sexuellem Gebiet ein größeres Mißtrauen entgegengebracht zu werden verdient, als der von unendlich vielen, namentlich auch geschwängerten Mädchen vorgebrachten, sie seien vergewaltigt und genotzüchtigt worden. [...] Wirkliche Sachkenner sind sich darüber einig, daß eine Entjungferung oder Schwängerung durch Anwendung bloßer physischer Gewalt ungemein schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, ausgenommen die Fälle, in denen das Weib von anderen an Armen und Beinen gehalten oder, wie es im letzten Krieg öfter vorgekommen sein soll, auf einer Unterlage angebunden wurde. Die Phantasie neigt häufig dazu, sich solche Vorfälle grausig auszumalen und verhältnismäßig geringe Angriffe allmählich in schwere Eingriffe zu verwandeln. Gerade auf geschlechtlichem Gebiet wachsen oft die Gerüchte durch Übertreibung ins Ungeheuerliche, und man ist bei Nachprüfung überrascht, aus wie geringem Anlaß sich höchst umfangreiche Geschichten entwickeln.« ³¹⁹

Wird man die hier vertretene Einschätzung, Aussagen von Vergewaltigungsopfern in aller Regel als Phantasieprodukte oder bewusste Falschaussagen disqualifizieren zu können, als mit diesen Begründungen nicht ungewöhnlich für die Sexualwissenschaft und die Medizin in dieser Zeit einordnen können, ³²⁰ so gilt dies auch für den Maßstab, den Hirschfeld für den Grad der Wahrscheinlichkeit anlegte, dass während des Weltkrieges durch Vergewaltigungen Kinder gezeugt worden waren. Zu klären sei in jedem Fall, ob

317 Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 3, 108f.

318 Ebd., 109.

319 Ebd.

320 Vgl. zu dieser bei männlichen Wissenschaftlern in der Moderne überaus häufig und offenbar weithin unabhängig von der jeweiligen politischen und fachlichen Verortung festzustellenden Vorstellung mit Beispielen u.a. aus der Psychoanalyse, der Sexualwissenschaft und der »Rassenforschung« Hans Peter Duerr, *Der Mythos vom Zivilisationsprozeß*, Bd. 3: Obszönität und Gewalt, Frankfurt a.M. 1993, 438–451.

»das Weib« vorher oder währenddessen jeder erdenklichen Möglichkeit zu körperlicher Gegenwehr beraubt worden war. Tatsächlich lässt sich der Konjunktiv seiner Formulierung, dass diese Form der Vergewaltigung im Weltkrieg »öfter vorgekommen sein soll«, im Sinne einer Relativierung lesen, da Sexualforscher ihre Ausführungen und Thesen in der Regel mit ausführlich zitierten Fallgeschichten Anschaulichkeit und Plausibilität verliehen. Hier jedoch nannte er bezeichnenderweise nicht eine einzige in seiner »25jährige[n] Gerichtspraxis« erlebte Gerichtsverhandlung, die den Nachweis für diesen »Ausnahmetatbestand« erbracht hätte.³²¹ Was die Kriegsjahre anging, traf Hirschfeld 1920 offenbar auch ganz bewusst keine Unterscheidungen zwischen Vergewaltigungen an verschiedenen Fronten.

Es lässt sich also feststellen, dass es sich bei den sexualwissenschaftlichen Zurückweisungen alliierter Beschuldigungen über Vergewaltigungen beim Vormarsch durch Belgien und Nordfrankreich keineswegs um reine Konzessionen an die deutsche Kriegspropaganda handelte. Sie lassen sich auch nicht hinreichend aus der zu Kriegsbeginn omnipräsenten völkerpsychologisch argumentierenden Agitation heraus erklären, die Persionen und Sexualverbrechen nur bei den Kriegsgegnern aufzuzeigen erlaubt hätte. Ein Vergleich mit ihren Stellungnahmen über russische Kriegsverbrechen in Ostpreußen zeigt vielmehr, dass Sexualwissenschaftler in dieser Frage ihre Professionalität unter Kriegsbedingungen zu verteidigen glaubten – im Widerstreit mit der deutschen Propaganda und in Konfrontation zu Positionierungen, die 1914/15 aus dem Spektrum des sexualreformerischen Flügels der Frauenbewegung zu vernehmen waren.

Es gibt kein zweites Beispiel, an dem die Zugänge der männlich dominierten wilhelminischen Sexualforschung zur sexualisierten Gewalt signifikanter hervortreten als hier. Dies verdeutlicht zugleich den Zusammenhang von Antifeminismus und männlicher Gewaltapologetik in einem binär ausgerichteten geschlechterontologischen Denkrahmen, der für die Akteure weithin verbindlich war – und dies unabhängig von Fragen der politischen Selbstverortung.

3.5 »... unter Hindenburgs siegreichen Fahnen«. Homosexualität und Armee in den Dokumentationen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees

Der auf dem Feld der sexuellen Delinquenz im deutschen Militär von 1915 an zunehmend rigide Umgang der Zensur schloss eine »Perversion« nur bedingt ein: die »klassische Perversion« der Homosexualität. In medizinischen Fachzeitschriften war das Thema Homosexualität in der Armee unter zumeist kriegsgerichtsforensischen Gesichtspunkten präsent, aber auch das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee konnte nach 1914 publizistisch weiterhin in Erscheinung treten. In einem im Frühjahr 1915 von Magnus Hirschfeld veröffentlichten Aufsatz heißt es:

321 Siehe auch den strapazierten Konjunktiv bei Magnus Hirschfeld, Sexualität und Kriminalität, Wien u.a. 1924, 70.

»Von den Homosexuellen *innerhalb* des Wissenschaftlich-humanitären Komitees sind mehrere Hundert (über 50 % unserer Mitglieder), von denen *außerhalb* der Organisation stehenden viele Tausende ins Feld gezogen, bereit ihr Leben für das Vaterland zu opfern. Sie liegen in den Schützengräben an der Westfront, sie fechten mit unter Feldmarschall Hindenburgs siegreichen Fahnen, sie stellen in der Flotte ihren Mann im Kampf gegen das britische Reich.« – »Vergessen haben die Homosexuellen, daß sie in ihrem Vaterlande gesetzlich geächtet sind; vergessen, daß ihr Vaterland sie wegen ihrer sexuellen Veranlagung, an der sie schuldlos sind, mit Gefängnis und Ehrverlust bedroht; vergessen, wie der unselige Gesetzesparagraph in ihrem Vaterlande sie den Erpressern in die Hände liefert und sie früher oder später in Verbannung oder freiwilligen Tod treiben kann; sie wissen jetzt nur das Eine: das Vaterland ist in Gefahr, und ihr einziger Gedanke ist: das Vaterland retten helfen.« – »Viele von den Homosexuellen und so mancher aus unseren Reihen hat sich in den vergangenen Kriegsmonaten vor dem Feinde ausgezeichnet, nicht wenige sind mit dem Eisernen Kreuz belohnt oder in höhere Stellungen befördert worden.«³²²

Homosexuelle Soldaten »unter Hindenburgs siegreichen Fahnen« – seltsamerweise hat man sich in der historischen Forschung bislang wenig darüber gewundert, dass und weshalb die Militärzensur die Publizistik des WhK über die gesamte Kriegsdauer weitestgehend gewähren ließ. Beim Blick auf das fehlende Forschungsinteresse könnte eine Rolle spielen, dass laut bisherigen Studien Homosexualität vonseiten des deutschen Militärs zwischen 1914 und 1918 insgesamt »als ein ernsthaftes Problem [...] offensichtlich nicht wahrgenommen«³²³ wurde, ganz im Gegensatz zur US- oder zur britischen Armee, wo sie sehr viel stärker als eine »Bedrohung der hierarchischen Ordnung« in der Truppe bekämpft worden sei.³²⁴ Wie aber ist dies angesichts der in den Vorkriegsjahren doch gerade in Deutschland infolge des »Eulenburg-Skandals« zutiefst in das nationale Selbstverständnis respektive das Selbstbild des Militärs hineinreichenden – und in den Kriegsjahren von der Entente propagandistisch durchaus aufgegriffenen³²⁵ – Auseinandersetzungen um Homosexualität in der preußischen Armee zu erklären? War es überhaupt so?

Tatsächlich gibt es bis heute kein präzises Bild. So ließ der für die Kriegsjahre feststellbare Rückgang von Verurteilungen nach Paragraph 175³²⁶ den Umstand aus dem Blick geraten, dass dieser das Ausmaß der Verfolgung und Bestrafung von Homosexualität in der Armee keineswegs erfasst. Das deutsche Militär war während der Kriegsjahre vielmehr erkennbar darum bemüht, in dieser Richtung statistisch auswertbares Material gar nicht erst entstehen zu lassen. Verfahren wegen homosexueller Handlungen in der Armee wurden nach Möglichkeit nicht nach dem Paragraphen 175 eingeleitet, sondern nach den Paragraphen 114 und 121 des Militärstrafgesetzbuches (»Mißbrauch der

322 [Magnus Hirschfeld], Das W.h. Komitee zur Kriegszeit, in: VBWhK 15, 1915, 3–35, hier 4 (Hervorh. i. Orig.).

323 Lutz Sauerteig, Art. »Sexualität«, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, 836–838, hier 837; vgl. ders., Militär, 205f.

324 Sauerteig, »Sexualität«, 837.

325 Siehe Kap. 2.2 dieses Buches.

326 Vgl. Rainer Hoffschmidt, 140.000 Verurteilungen nach § 175, in: Invertito 4, 2002, 140–149, hier 143.

Dienstgewalt« und »Vorschriftswidrige Behandlung Untergebener«).³²⁷ Auch ist historiographisch einer Reihe von Hinweisen auf eine im Laufe des Krieges verschärfte Verfolgung von Homosexualität im deutschen Heer nicht weiter nachgegangen worden. Bekannt ist zwar, dass in medizinischen Zeitschriften der Ton gegenüber homosexuellen Armeeeingehörigen merklich aggressivere Züge annahm, als der »Siegfrieden« auf sich warten ließ und Ärzte auf der Suche nach Schuldigen waren. Wie Florian Mildenberger gezeigt hat, war es dabei vorderhand das Ausmaß der Kriegsverluste, das Homosexualität in den Augen von Medizinerinnen ab etwa 1916 immer mehr als eine »rasenhygienische« Bedrohung erscheinen ließ. Es brachte nun auch solche Ärzte, die bis dahin vergleichsweise moderate Positionen vertreten hatten, dazu, für eine Verschärfung der Verfolgung zu plädieren.³²⁸

Für diese Phase des Krieges ist schließlich auch belegt, dass homosexuelle Soldaten vonseiten der Militärbehörden zunehmend als eine Gefahr für die Kampfstärke der Truppe wahrgenommen wurden. Man befürchtete eine »Ausbreitung homosexuellen Empfindens« und meinte damit eine Verweiblichung der Truppe: Da Homosexualität, so hieß es, mit einer »seelischen und körperlichen Effeminierung« einhergehe, stelle sie gleichermaßen eine »Minderung des soldatischen Wertes« sowie eine öffentliche »Gefahr« dar. Offiziell wurde mit dieser Begründung das Verbot ausgesprochen, »unter den Soldaten für die Interessen gleichgeschlechtlich empfindender Menschen zu werben«.³²⁹ Jedoch wird das auch die Motivlage gewesen sein, weshalb die Zensur fortan auch an der »Heimatfront« konsequenter, aber, wie noch zu zeigen sein wird, wohl nicht systematisch einschritt. So wurde 1917 eine vom WhK-nahen Max Spohr-Verlag gedruckte Neuauflage von Leexows Monographie *Homosexualität und Armee* sofort wieder vom Markt genommen.³³⁰ Und auch bei Veröffentlichungen von Hans Blüher lässt sich in den letzten Kriegsjahren ein verschärftes Eingreifen der Zensurbehörden feststellen.³³¹ Dass die Zahl der Verurteilungen homosexueller Soldaten in der Armee, wie

327 Vgl. hierzu [Magnus Hirschfeld], Nachtrag zu unseren Berichten »Aus der Kriegszeit«, in: VBWhK 18/4, 1918, 178–202, hier 190; zur Schwierigkeit der Informationsgewinnung auch Johannes Wilmstädter, Beiträge zur forensischen Beurteilung der Homosexualität im Kriege, in: Zfs 6, 1919/20, 308–320 u. 337–347, hier 311. Insofern bildet Rainer Hoffschilts Vermutung, der Rückgang von Verurteilungen nach Paragraph 175 zwischen 1914 und 1918 hinge damit zusammen, »dass sehr viele Männer zum Kriegsdienst eingezogen worden waren und dass angesichts der Kriegsprobleme Polizei und Justiz andere Prioritäten setzten«, wohl nur einen Teil des historisch Zutreffenden ab. Ders., Verurteilungen, 143.

328 Vgl. Florian Mildenberger, »... in der Richtung der Homosexualität verdorben«. Psychiater, Kriminalpsychologen und Gerichtsmediziner über männliche Homosexualität 1850–1970, Hamburg 2002, 92–95. Diese Forderung schrieb sich ebenfalls der 1917 gegründete ärztliche »Bund für deutsche Familie und Volkskraft« auf die Fahnen. Vgl. Sauerteig, Krankheit, 275.

329 So das stellvertretende Generalkommando des IX. Armeekorps in einer Anordnung aus dem Jahr 1916, zit.n. Herrn, Schnittmuster, 97.

330 Zur Beschlagnahme siehe das Schreiben des Stellvertretenden Generalkommandos I an die Distriktverwaltungsbehörden und weitere Stellen vom 27.11.1917, BStA/Kriegsarchiv, Stellv. Gen. Kom. I. A. K. 1877.

331 Verordnung Stellvertretendes Generalkommando II vom 3.4.1917, BStA/Kriegsarchiv Stellv. Gen. Kom. I. A. K. 1877; Kriegsministerium an Stellvertretendes Generalkommando I am 18.9.1918, BStA/Kriegsarchiv, Stellv. Gen. Kom. I. A. K. 1878.

Hirschfeld 1922 schrieb, merklich anstieg, als »sich der Krieg in die Länge zog«, ³³² erscheint daher nicht unwahrscheinlich. Jedoch lässt sich ihr Ausmaß bislang in Erman- gelung historiographischer (Fall-)Studien nicht genau nachvollziehen. ³³³

Als einigermaßen gesichert ist anzusehen, dass zu Kriegsbeginn das Thema Homo- sexualität in der Armee ebenso wie andere »Sittlichkeits«-Fragen in der allgemeinen *sursum corda*-Stimmung des Jahres 1914 weitgehend aus dem Blickfeld der Öffentlich- keit geraten war. Staatliche Restriktionen und Verfolgungen gab es jedoch durchaus. Sie betrafen vor allem die Sichtbarkeit im öffentlichen Raum. So traten in Berlin die Behörden unmittelbar nach Kriegsbeginn auf den Plan und sorgten dafür, dass Lokale, die als Homosexuellentreffpunkte galten und nicht selten in der Nähe von Kasernen zu finden waren, geschlossen wurden. ³³⁴ Darüber hinaus wurden im Herbst 1914 in großer Zahl Homosexuelle und Transvestiten von der Polizei aufgegriffen und in »Schutzhaft« genommen. Diese Maßnahmen hingen zum Teil mit der Spionagehysterie der ersten Kriegswochen und -monate zusammen. Sie wurden aber offenkundig auch bereits mit dem Ziel betrieben, im Vorfeld von Einberufungen polizeilich bekannte Homosexuelle vom Kriegsdienst auszuschließen. ³³⁵

In der Armee selbst hingegen sah man zu diesem Zeitpunkt offenbar noch keine Veranlassung für besondere Maßnahmen. Augenscheinlich wurde das Reglement durch das Militärstrafgesetzbuch als hinreichend bestellt angesehen. ³³⁶ Tatsächlich hatte sich das preußische Militär, worauf Ute Frevert hingewiesen hat, bereits im Verlauf der »Eu- lenburg-Affäre« vollkommen inaktiv gezeigt, was explizite Regularia oder überhaupt schriftlich fixierte Konsequenzen aus der medialen Auseinandersetzung um Homo- sexualität in den eigenen Reihen betraf. Die diesbezügliche Lücke in militärischen Dienst- vorschriften und Instruktionsbüchern, so Frevert, weise darauf hin, dass es auch nach »Eulenburg« innerhalb des Militärs »keine Sprache, keinen Raum« für das Thema gege- ben hatte – »weder als drohende Gefahr noch als soziale Tatsache«. ³³⁷ Das Militär habe sich in Deutschland demnach ungeachtet des »Eulenburg-Skandals« weiterhin selbst- bewusst als eine »Schule der Männlichkeit« verstanden und – da es auch weiterhin all-

332 Hirschfeld, Einst, 152. Dies könnte auch eine der Ursachen gewesen sein, weshalb, wie Judith Große herausgearbeitet hat, in Hirschfelds Publizistik ab 1917 eine deutlich kriegskritischere Tendenz festzustellen ist. Vgl. *dies.*, Patriotismus und Kosmopolitismus, 356.

333 Einen ausschnittartigen Einblick liefert anhand von zwei Verfahren nach Paragraph 175 *Crouthamel*, *Intimate History*, 125–128.

334 Vgl. *Dobler*, Duldungspolitik, 370ff.; zur Kasernennähe auch Hirschfeld, Berlins Drittes Geschlecht, 90.

335 Vgl. dazu die späteren Hinweise bei Magnus Hirschfeld, Der Kampf um den § 175, in: Die Aufklärung 1, 1929, 289–291. Demnach handelte es sich auch um eine Maßnahme, um im Vorfeld von Einberufungen auszuschließen, Homosexuelle »könnten das Heer ›verseuchen« (ebd., 291). Siehe auch die bei Herzer (Magnus Hirschfeld, 141ff.) zitierte Hirschfeld-Akte des Berliner Polizeipräsidiums; zur Verhaftung von Transvestiten als »Spione« Herrn, Schnittmuster, 93; Manfred Herzer, Max Hodann und Magnus Hirschfeld. Sexualpädagogik am Institut für Sexualwissenschaft, in: MittMHG Nr. 5, 1985, 5–17, hier 5f.

336 Diesen Schluss legt auch die zeitgenössische Literatur zur ›Forensik« in entsprechenden Verfahren gegen Armeeingehörige nahe. Vgl. Wilmsdörfer, Beiträge.

337 Ute Frevert, Das Militär als Schule der Männlichkeiten, in: Brunotte/Herrn (Hg.), Männlichkeiten und Moderne, 57–75, hier 71.

gemein als eine solche wahrgenommen worden sei – es sich »schlicht leisten« können, die öffentlich geführte Debatte über Homosexualität in ihren Reihen zu ignorieren.³³⁸

Tatsächlich liefert Freverts Vermutung wohl auch eine plausible Erklärung dafür, weshalb das WhK nach der Übertragung der Pressezensur auf die Militärbehörden 1914 aktiv bleiben konnte. »Das Komitee muß sich während des Krieges«, hatte Hirschfeld 1915 an die Mitglieder geschrieben, »selbstverständlich jedes öffentlichen Hervortretens enthalten, aber seine sonstige wissenschaftliche und humanitäre Arbeit in der bisherigen Weise, soweit es angeht, fortsetzen«.³³⁹ Wie die Tätigkeiten des WhK zeigen, betraf die Enthaltung »jedes öffentlichen Hervortretens« zwar nicht prinzipiell das Feld der Publizistik, und auch die Einberufung von Versammlungen war weiterhin möglich.³⁴⁰ Gegenüber dem zentralen sexualpolitischen Ziel des WhK, der öffentlichkeitswirksamen Arbeit zur Reform des Paragraphen 175, bedeutete der Krieg dagegen eine Phase der »Stagnation«.³⁴¹

Anderes trat in den Vordergrund der Aktivitäten: Erstens versuchte das Komitee Sorge dafür zu tragen, »dass die Homosexuellen auch in diesen unruhigen Zeiten eine Zentrale haben [...], auf die sie schauen, einen Stützpunkt, an den sie sich halten können«.³⁴² Eine herausgehobene Rolle spielten dabei Hilfestellungen für einberufene Homosexuelle, die erpresst wurden oder in Konflikt mit dem Paragraphen 175 bzw. den wohl häufiger angewandten Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches geraten waren. Hirschfeld war in seiner Gutachtertätigkeit während des Krieges vielfach mit solchen und ähnlichen Fällen befasst³⁴³ und setzte sich damit dem Misstrauen von ärztlichen Kollegen aus. 1916 musste er durch ein offizielles Ermittlungsverfahren von dem Verdacht befreit werden, er habe »eine Anzahl von Personen durch entgeltliche Ausstellung von falschen Zeugnissen vom Heeresdienst befreit«.³⁴⁴ Zweitens bemühte sich das WhK, den Krieg dokumentarisch zu begleiten, indem es Zeugnisse von den (Über-)Lebenswelten homosexueller Soldaten im Weltkrieg zusammentrug. Unter dem Titel »Aus der Kriegszeit« erschien in den »Vierteljahresberichten« zwischen Juli 1915 und Oktober 1918 eine Artikelserie,³⁴⁵ in der schriftstellerische Versuche von Kriegsteilnehmern, Tagebücher, Briefe von »Freundespaaren« und Stimmungsberichte von der Front abgedruckt wurden, ferner Artikel aus Tages- und Feldzeitungen, in denen die (platonische) »Jünglingsliebe« im Schützengraben aufgegriffen worden war.³⁴⁶ Die beträchtliche Zahl

338 Ebd.

339 Hirschfeld, *Kriegszeit*, 23.

340 Siehe beispielsweise die Berichte über WhK-Versammlungen in [Magnus Hirschfeld], Komitee-Mitteilungen, in: VBWhK 18/4, 203–212, hier 204ff.

341 Arthur Weil, [Rede zum 25-jährigen Bestehen des WhK], abgedr. in: JbsexZ 23, 1923, 181–185, Zitat 183. Vgl. dazu auch Keilson-Lauritz, Zur »inneren« Geschichte, 24; Wolff, Hirschfeld, 165.

342 Hirschfeld, *Kriegszeit*, 22.

343 Siehe etwa ebd., 5, 30; ders., *Einst*, 91 u. 152; ders., *Kriminalität*, 67f.; GK I, 322; Wolff, Hirschfeld, 159ff.

344 Vgl. Dobler, *Duldungspolitik*, 383; Herzer, Magnus Hirschfeld, 141ff. (Zitat nach ebd., 142).

345 Siehe im Einzelnen Theo Lamers, *Inhaltsbibliographie*, in: Dobler (Hg.), *Prolegomena*, 49–89, hier 64ff.

346 Vgl. etwa [Magnus Hirschfeld], *Aus der Kriegszeit* (III. Teil), in: VBWhK 15/2, 1915, 55–94, hier 85ff. Auf weitere, vom WhK nicht erfasste Beispiele verweist In het Panhuis, Anders [Teil 2/CD-ROM], 171.

dieser gesammelten Prosastücke und Presseauschnitte belegt, dass Hirschfelds Komitee in diesem Zusammenhang auch keineswegs das einzige Forum im Weltkrieg bot.³⁴⁷

Mit Blick auf den Umstand, dass in den Kommentierungen homoerotischer Kriegsprosa wie auch in der weiteren redaktionellen Arbeit des WhK »[n]ationale Solidarität tönt«,³⁴⁸ ist es schwierig, kriegsnationalistische Konzessionen im Einzelnen von intrinsischer Bejahung des Krieges auseinanderzuhalten. Marita Keilson-Lauritz legt in ihrem Überblick zur Geschichte des »Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen« nahe, vor allem Ersteres anzunehmen: In vielen Texten werde an »den Standard-Topos kriegerischer Männererotik, die antike Tradition der ›heiligen Schar von Theben‹, angeknüpft«. ³⁴⁹ Es seien »strategisch-opportunistische« Motive in der Themenauswahl festzustellen, und auch die Diktion präsentiere sich immer wieder als ambivalent, etwa dann, wenn in einem Atemzug von »unsere[r] gerechte[n] Sache« und der Hoffnung auf den »endlichen Sieg« die Rede ist.³⁵⁰ Jason Crouthamel dagegen identifiziert in diesen Texten den Beginn eines wirklichen »turning point« in der Geschichte der »homosexuellen Bewegung« in Deutschland – hin zu ihrer ideologischen Militarisierung.³⁵¹

Tatsächlich ist wohl beides richtig und verweist auf ein ambivalentes Spannungsfeld, in dem sich die WhK-Publizistik zwischen 1914 und 1918 insgesamt bewegte. Neben Brüchen zur Vorkriegszeit sind dabei auch vielfältige Kontinuitätslinien festzustellen. So sehr man sich auch – und dies gerade zu Kriegsbeginn – von einer Aktivierung homoerotischer Heldenbilder aus der griechischen Antike eine Anschlussfähigkeit an die 1914 weit verbreiteten Imaginationen der Wiedergeburt homerischer Krieger versprochen haben mochte,³⁵² so konsequent nahm das WhK damit viele Topoi wieder auf, die schon vor dem Weltkrieg auftauchten und – wie Leexows Schrift aus dem Jahr 1908 – gegen Klischeevorstellungen vom »effeminierten« homosexuellen Soldaten gerichtet waren. Auch lassen Nachkriegsäußerungen von Magnus Hirschfeld nicht darauf schließen, dass die Integration der »Kriegserfahrungen« homosexueller Soldaten in den Rahmen einer an die griechische Antike erinnernden Idealisierung vorrangig Konzession war. Als der WhK-Vorsitzende Anfang der zwanziger Jahre davon sprach, wie sehr es zu bedauern sei, dass man in den Kriegsjahren auf das »Kennerauge« Leexows – dieser war kurz nach Kriegsbeginn an der Ostfront verwundet worden und in russische

347 Vgl. hierzu auch das Beispiel der Kriegsliteratur in Feldzeitungen bei Nelson, Kameraden.

348 Marita Keilson-Lauritz, Zur »inneren« Geschichte, 25.

349 Ebd.

350 Ebd.; dies., Adolf Brand und »Der Eigene«. Zur Geschichte einer »bewegten« Zeitschrift, in: Mark Lemstedt/Andreas Herzog (Hg.), Das bewegte Buch. Buchwesen und soziale, nationale und kulturelle Bewegungen um 1900, Wiesbaden 1999, 327–348, hier 342; zu Ambivalenzen in Hirschfelds Kriegsdiktion Herzer, Zeit, 266 u. 268.

351 Vgl. Jason Crouthamel, »Comradeship« and »Friendship«: Masculinity and Militarization in Germany's Homosexual Emancipation Movement after the First World War, in: Gender & History 23, 2011, 111–129, hier 115ff.

352 Solche Imaginationen wurden geteilt von vielen der jungen Männer, die 1914 von der Schulbank freiwillig zum Kriegsdienst strebten. Vgl. Schulte, Die verkehrte Welt, 18; Verhey, »Geist von 1914«, 173; Helmut Lethen, Die Nerven und das Phantom der »Stahlgestalt«. Ernst Jüngers Kriegserfahrungen, in: Michael Geyer/Helmut Lethen/Lutz Musner (Hg.), Zeitalter der Gewalt. Zur Geopolitik und Psychopolitik des Ersten Weltkriegs, Frankfurt a.M./New York 2015, 239–254, hier 241.

Kriegsgefangenschaft geraten, aus der er erst nach 1918 zurückkehrte³⁵³ – habe verzichten müssen, tat er dies mit der folgenden Begründung:

»Wäre es ihm [Leexow] beschieden gewesen, im Weltkriege seine Erfahrungen über ›Armee und Homosexualität‹ zu mehren, sein Kennerauge hätte auf allen Kriegsschauplätzen wahrnehmen können, dass die Liebesgemeinschaft, die Richard Wagner in seinem Kunstwerk der Zukunft so enthusiastisch preist, als Helferin in der Schlacht nach unverbrüchlichsten, naturnotwendigsten Seelengesetzen genauso lebendig war wie in den Zeiten antiken Heldentums. Sie war nie tot, immer nur scheintot gewesen.«³⁵⁴

Hinzu kommt, dass sich in der Kriegspublizistik des WhK bewusst verfolgte thematische Ausblendungen nur schwer ermitteln lassen.³⁵⁵ Gerade auch mit Blick auf die Zeugnenschaftssammlung »Aus der Kriegszeit« gewinnt man nicht den Eindruck, dass um bestimmte Themen in auffälliger Weise ein Bogen gemacht worden wäre. Neben mann-männlicher Kriegsgedicht und Kurzprosa, in denen das Heldentum homosexueller Soldaten im Vordergrund stand, wurden vielfach auch an das WhK gesendete Briefe von der Front abgedruckt. In diesen wurde von der Akzeptanz von Homosexualität innerhalb der Armee ebenso berichtet wie von ihrem Gegenteil.³⁵⁶ Durch die Redaktion fanden die Verfolgung durch die Militärjustiz eine ebenso deutliche Kommentierung wie die anhaltende Verhetzung durch die Sittlichkeitsvereine.³⁵⁷ Und auch die Eröffnung einer weiteren Artikelserie über »Frauen als Soldaten im Weltkrieg« lässt sich wohl nicht allein, wie Marita Keilson-Lauritz dies interpretiert hat, als ein kalkuliertes Manöver im Sinne einer kriegsideologisch begründeten, »strategisch-opportunistischen Überschreitung der Geschlechtsrolle in Richtung ›Männlichkeit‹«³⁵⁸ interpretieren. Man darf Hirschfeld vielmehr glauben, dass er ganz jenseits solcher Überlegungen der Tatsache, dass in allen Armeen sich als Männer ausgebende Frauen eingesetzt waren oder eingesetzt werden wollten, »nicht nur ein allgemeines und historisches, sondern auch ein hohes naturwissenschaftliches Interesse«³⁵⁹ entgegenbrachte, zumal er von den zu Kriegsbeginn gar nicht so seltenen Presseberichten über entlarvte Soldaten-«Amazonen»³⁶⁰ kaum überrascht gewesen sein dürfte. Das Thema hatte ihn bereits in der Vorkriegszeit im Rahmen seiner Transvestitismus-Studien beschäftigt.³⁶¹ Schon damals, also in

353 Hirschfeld, Einst, 150. Die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit wird erst wieder erwähnt bei der WhK-Obmänner-Wahl 1920. Siehe die Übersicht in: JbsexZ 20, 1920, 179.

354 Hirschfeld, Einst, 150f.

355 Eine Ausnahme stellte die bis 1914 großen Raum einnehmende Auseinandersetzung um sexuelle (Soldaten-)Prostitution dar. Dazu bereits Lücke, Unordnung, 19.

356 Siehe den Brief eines Offizier-Stellvertreters von der Ostfront in Hirschfeld, Kriegszeit (III), 63ff.

357 Vgl. etwa Hirschfeld, Kriegszeit (I), 14ff. Insofern hat diese Sammlung noch heute einen exzeptionellen Wert als eine alltagsgeschichtliche Quelle.

358 So Keilson-Lauritz, Zur »inneren« Geschichte, 25.

359 Magnus Hirschfeld, Frauen als Soldaten im Weltkrieg, in: VBWhK 15, 1915, 36–47, 95–98 u. 120–148, hier 36.

360 Siehe auch »Weibliche Kriegsfreiwillige«, in: Sexualreform 9, 1914, 102–103, sowie die Erinnerungen von Alexander Kretzschmar (dazu: Rolf Thalmann/Rainer Herrn, Fakten und Überlegungen zur Identität des Buchautors Erich Amborn, in: MittMHG Nr. 53, 2015, 43–49).

361 Siehe Hirschfeld, Die Transvestiten, 516–550; ders./Max Tilke, Der erotische Verkleidungstrieb (Die Transvestiten), Berlin 1912, Tafeln 45–50.

den Jahren um 1910, hatte er sich davon überzeugt gezeigt, »[d]ass es heute noch in Deutschland Frauen gibt, denen im Ernstfalle krieglerische Entschlossenheit zuzutrauen ist.«³⁶² Aber er hatte ebenso erklärt, wie unwahrscheinlich es vor dem Hintergrund der Kultur seiner Gegenwart sei, dass diese Frauen im Fall eines tatsächlichen Krieges als neue Jeanne d'Arcs auftreten könnten. Hirschfeld wusste durch seine Beschäftigung mit »dieser in ihrer wahren Wesenheit auch nur sexualpsychologisch verständlichen Gestalt der Weltgeschichte«³⁶³ um eine mit der mittelalterlichen französischen Kriegsheldin verbundene historische Besonderheit.³⁶⁴ Diese bestand darin, dass Jeanne zwar Männertracht getragen hatte, aber »aus ihrer Geschlechtszugehörigkeit keinen Hehl machte«.³⁶⁵

Allzu sehr auf ein strategisches Herausstellen des Viril-Bellizistischen fokussierende Lesarten der WhK-Publizistik lassen überdies noch zweierlei übersehen: Erstens darf man sich die mit dem Kriegsbeginn ganz unzweifelhafte ideologische Maskulinisierung der deutschen Kriegsgesellschaft nicht als einen kulturell wirksamen Imperativ vorstellen, die alle Ambivalenzen vollständig überstrahlt hätte. Tatsächlich war Hirschfeld schon in der aufgeheizten Stimmung der ersten Kriegsmonate mit seiner Kritik an den Verhaftungswellen von Transvestiten und Homosexuellen bei den Behörden durchaus durchgedrungen.³⁶⁶ Und auch im späteren Kriegsverlauf wurden von den Zensurbehörden offenkundig keine sittlich-moralischen Dammbrüche in Richtung einer Feminisierung von Männern oder einer Virilisierung von Frauen darin erblickt, wenn das WhK weiterhin um neue Mitglieder warb³⁶⁷ oder es öffentlich dazu aufforderte, der Vereinigung »Bildmaterial betreffend Frauen als Soldaten, Männer als Frauen und umgekehrt, Freundespaare, körperliche und seelische Varianten und Anomalien irgendwelcher Art«³⁶⁸ zukommen zu lassen. Auch stieß dort nicht auf Bedenken, wenn WhK-Forscher in der allgemeinen Presse über ihre Themen publizierten – sei es über an der Front in Männerkleidung kämpfende Frauen,³⁶⁹ sei es in Fällen von Namensänderungen nach falschen Geschlechtsbestimmungen, was »ebenso sehr vom Standpunkt der Wissenschaft als dem der Menschlichkeit« (Hirschfeld) gefordert sei.³⁷⁰

Man ist zunächst versucht, darin Restspielräume einer Verhandelbarkeit sexuell-geschlechtlicher Normen zu sehen, die sich auch in der Populär- und Alltagskultur des

362 Hirschfeld, *Die Transvestiten*, 524.

363 Hirschfeld, *Einst*, 186.

364 In seinen Transvestitismus-Studien hatte er auf der Suche nach Kriegsheldinnen, auf die dieses Charakteristikum ebenfalls zutraf, nur wenige historische Beispiele gefunden. Siehe Hirschfeld, *Die Transvestiten*, 528 u. 532f.

365 Ebd., 528.

366 Zum Zusammenhang mit der »Spionitis«-Furcht und den frühzeitigen Intervention Hirschfelds und des Arztes Max Hodann, der in dieser Zeit zu Hirschfelds Umfeld stieß, vgl. Herzer, Hodann, 5f.; Herrn, *Schnittmuster*, 93.

367 Siehe »Komitee-Mitteilungen«, in: VbWHK 18/4, 1918, 203–212, hier 212.

368 Der Aufruf erschien Anfang 1918. Siehe VbWHK 18/1, 1918, 45.

369 Ernst Burchard, *Weibliche Soldaten*, in: Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 32, 1916, 477–478.

370 Die Tagespresse berichtete ihrerseits über solche begründeten Interventionen in einem durchaus aufklärerischen Duktus und wies auch auf das einsichtige Handeln der Standesämter hin. Siehe die im Sommer 1916 von verschiedenen Tageszeitungen unter der Überschrift »Lotte wird Willy« abgedruckten Pressemeldungen in: Deutsche Zeitung, 13.8.1916. Dort auch das Hirschfeld-Zitat.

Krieges auffinden lassen. In deutschen Theatern beispielsweise wurde schon ab dem ersten Kriegsjahr die im Herbst 1914 beschworene Wiederauferstehung traditioneller Geschlechterrollen oftmals in einer Form aufgegriffen, die eine allgemein empfundene Verunsicherung auf diesem Feld sichtbar werden ließ. In den Front- und Kriegsgefangenen-theatern gehörte das humoreske Spiel mit geschlechtervertauschten Kleidern bald zum alltäglichen Programm.³⁷¹ Ebenso lassen sich in der Kunst, der Literatur und im Großstadtleben vereinzelt Beispiele für fluide Überschreitungen und Grensräume benennen. Die historische Forschung hat dies vor allem anhand von Beispielen im heterosexuellen Kontext gezeigt,³⁷² es gibt aber auch weitere. Trotz der Hatz zu Kriegsbeginn gegen Homosexuellenlokale sollten einige Szeneeinrichtungen unter der (bereits vor 1914 faktisch bestehenden)³⁷³ Auflage, dass Militärangehörige sie nicht betreten dürften, im Krieg weiterhin geöffnet sein.³⁷⁴ Auch ist beim Blick auf die Zensur immerhin bemerkenswert, dass 1917 zwei Kriegsromane erscheinen konnten, die sich mehr oder weniger deutlich im emanzipationspolitischen Rahmen der beiden dominierenden Strömungen der »homosexuellen Bewegung« verorten lassen. Angesprochen ist zum einen das bekannte Beispiel von Walter Flex' *Der Wanderer zwischen beiden Welten*, in dem homoerotisch grundierte Bindungen in der Kriegskameradschaft auf eine Weise aufgegriffen wurden, die stark an Hans Blühers Zugänge erinnerte und bei der sich der Verfasser offenkundig nicht, um George Mosse zu zitieren, »um Bezeichnungen der Homosexualität gesorgt« hatte.³⁷⁵ Letzteres gilt noch eindeutiger für das heute sehr viel weniger bekannte Beispiel des im selben Jahr beim Verlag Max Spohr erschienenen Romans *Zur großen Armee* von Friedrich Otto, der unverkennbar an den Positionen des WhK orientiert war.³⁷⁶ Selbst der Kinofilm bot mitunter Beispiele für ein Spiel mit sexueller Ambivalenz. War Richard Oswalds Verfilmung von Oscar Wildes *Das Bildnis*

371 Vgl. Leonhard, Büchse der Pandora, 607f.; Martin Baumeister, Kriegstheater. Großstadt, Front und Massenkultur 1914–1915, Essen 2005, 264ff.; Köhne/Lange/Vetter (Hg.), Kamerad.

372 Dazu an zwei besonders eindrücklichen Beispielen im Kinderbuch *Gisela Wilkending*, Krieg und Geschlecht. Zu Strukturen und Funktionen kaiserlicher Mädchen-Kriegsromane, in: dies. (Hg.), Mädchenromane der Kaiserzeit. Zwischen weiblicher Identifizierung und Grenzüberschreitung, Stuttgart 2003, 259–303, hier 292ff.

373 Siehe Hirschfeld, Berlins Drittes Geschlecht, 90.

374 Darunter gehörte auch das in der Hauptstadt bekannteste Szenelokal von Gustav Hammemann. Vgl. Dobler, Von anderen Ufern, 17.

375 So Mosse (Nationalismus und Sexualität, 152) im Vergleich mit dem bekanntesten britischen Pendant, den Kriegsgedichten von Rupert Brooke.

376 Friedrich Otto, *Zur großen Armee*. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1914/15. Kriegsroman, Leipzig o.J. [1917]. Der Protagonist des Romans, ein an der Ostfront eingesetzter junger Soldat, wird sich durch platonische Liebesgeschichten mit Regimentskameraden über seine sexuelle Präferenz im Klaren und ist davon überzeugt, »dieses glückliche, beseligende Empfinden kann unmöglich gegen die Natur sein – vielleicht gegen die Kultur -- da ist ja der erbitterteste Feind jeder natürlichen Empfindung.« Ebd., 131. Zum Autor, der mit kriegsfuturistischen und mit mehreren (Kriegs-)Werken, darunter einer von Alfred Kubin illustrierten Anthologie (»Ultra«, 1916), in Erscheinung getreten ist, vgl. die biographische Skizze in: Detlef Münch (Hg.), *Der Krieg der Zukunft vor 100 Jahren*, Bd. 2: Die Weltkriegsjahre 1914–1918. Kriegs- und Antikriegsutopien von Ludwig Anton, Friedrich Otto, Adolf Stein u.a., Dortmund 2007, 73; sowie Schneider, Autoren, 483f.

des *Dorian Gray*, die 1917 in der Reklame mit wohldosierten Andeutungen zur Homosexualität des Protagonisten das Publikum in die Lichtspielhäuser lockte,³⁷⁷ durchaus in einem Zusammenhang mit kriegsideologisch legitimierten Nationalstereotypen zu sehen, konnte davon kaum die Rede sein bei dem überhaupt erstaunlichsten im Krieg unternommenen Test, der sich an einer Auslotung der Grenzen einer populärkulturellen Darstellbarkeit von sexueller Ambivalenz versucht hat. Auf diesen Film hat jüngst der Historiker Robert Beachy aufmerksam gemacht: Ernst Lubitschs *Ich möchte kein Mann sein* (1918). Kurz vor Kriegsende in die Kinos gekommen, konfrontierte Lubitsch das Publikum an der »Heimatfront« mit einem sensationellen Filmkuss zwischen zwei Männern, von denen einer, was der andere aber nicht wusste und erst zum Schluss aufgelöst wird, in Wirklichkeit kein Mann war, sondern eine als Mann verkleidete Frau.³⁷⁸

Solche populärkulturellen Inszenierungen von sexueller und geschlechtlicher Ambivalenz sollte man selbstverständlich nicht als Zeugnisse einer sexuell permissiven Grundtendenz der deutschen Kriegskultur missverstehen. In den meisten Fällen handelte es sich, so der Gegenstand nicht ohnehin exotisiert wurde,³⁷⁹ um den bewussten Einsatz von Humor – von »Deutschem Humor«, wie dies in der deutschen Kriegspropaganda genannt wurde –, der hier wie auch in anderen Bereichen auf die Kompensation und Bewältigung von Krisenerfahrungen zielte und letztlich »eine stabile oder wieder stabilisierbare Ordnung an[bot], die im Krieg verloren zu gehen schien«.³⁸⁰ Das lässt sich auch anhand von Lubitschs Film zeigen, in dem die »heterosexuelle Ordnung« zum Schluss wiederhergestellt wird.³⁸¹ Und ebenso bedeutete die humoreske Travestie in den Theateraufführungen von Front- und Kriegsgefangenenlagern, worauf Julia B. Köhne und Britta Lange hingewiesen haben, nicht oder jedenfalls »nicht unbedingt gesellschaftliche Emanzipation oder einen Fortschritt hinsichtlich des Aufbrechens starrer Rollenmodelle, sondern eher ihre Affirmation«. Allerdings verwiesen sie durchaus auf ein durch den Krieg noch einmal in spezifischer Weise hervorgerufenen »öffentliche[s] Interesse an Verhandlungen über die Ordnung der Familie, der Geschlechterrollen und der Sexualität«.³⁸²

Ob aber Letzteres über die Kriegsjahre hindurch den WhK-Tätigkeiten die entscheidende Legitimationsgrundlage lieferte, ist zu bezweifeln. Dagegen spricht neben der offenkundigen Abwegigkeit einer solchen Absicht vonseiten der Militärbehörden ein zentraler Aspekt, der in Interpretationsansätzen, die eine weitgehende Tolerierung des

377 Wolfgang Theis, Verdrängung und Travestie. Das vage Bild der Homosexualität im deutschen Film (1917–1957), in: *Eldorado*, 102–113, hier 102f.

378 Vgl. Beachy, *Gay Berlin*, 168.

379 Siehe dazu *Wilkending*, *Krieg und Geschlecht*, 294.

380 Vgl. zum Einsatz des »Deutschen Humors« als Bewältigungsstrategie, hier am Beispiel der Kriegssatire, Martina Kessel, *Gewalt schreiben. »Deutscher Humor« in den Weltkriegen*, in: Hardtwig (Hg.), *Ordnungen*, 229–258, Zitat 233.

381 Diesen »by humor and the heterosexual ending« hervorgerufenen Effekt in *Ich möchte kein Mann sein* betont Beachy zu Recht, wenngleich Lubitsch auch gezeigt hatte, wie die Liebe zwischen den beiden Protagonisten heterosexuelle Normen durchbrochen hatte. *Ders.*, *Gay Berlin*, 168.

382 Julia B. Köhne/Britta Lange, *Mit Geschlechterrollen spielen. Die Illusionsmaschine Damenimitation in Front- und Gefangenentheatern des Ersten Weltkriegs*, in: Köhne/Lange/Vetter (Hg.), *Kamerad*, 25–41, hier 29.

WhK durch offizielle Stellen mit einer strategisch verfolgten Virilisierung von Homosexualität in einen Zusammenhang bringen, übersehen wird. Hirschfeld und seine Mitarbeiter beschränkten sich in den »Vierteljahresberichten« keineswegs darauf, mit dem Bild vom homosexuellen Kriegshelden an der Front zu arbeiten. Sie beschäftigten sich von Anfang an ebenso mit der Rolle, die Homosexuelle und Transvestiten in anderen Kriegskontexten ausfüllten oder zumindest ausfüllen wollten. Besonderes Gewicht erhielten in der WhK-Dokumentation freiwillige Meldungen zum Dienst in Sozialverbänden und medizinischen Einrichtungen. Erlebnisberichte von homosexuellen Männern und Transvestiten, die beispielsweise für die Caritas oder das Deutsche Rote Kreuz tätig waren, wurden in den »Vierteljahresberichten« vermischt mit den von der Front kommenden Nachrichten abgedruckt und genauso ausführlich wiedergegeben.³⁸³ Während zudem in den Frontberichten keine Klarnamen aufgeführt wurden, stellte Hirschfeld das Beispiel des WhK-Obmanns und Verbandssekretärs Hans Freimark, der durch sein publizistisches Werk keineswegs unbekannt war, besonders heraus.³⁸⁴

Der gemeinsame Nenner in den publizistischen WhK-Aktivitäten bestand demnach nicht darin, Bilder des Virilen zu aktivieren, sondern in dem zu führenden Nachweis, dass die »Intersexuellen«³⁸⁵ in ihrer Gesamtheit tätigen Anteil nahmen an der mobilisierten Kriegsgesellschaft. Ob als todesbereite »Krieger« an der Front oder als opferungsvolle Helfer am Krankenbett der Verwundeten – durch seine Dokumentation suchte das WhK zu belegen, dass auch die »sexuellen Zwischenstufen« den Kriegsanforderungen gerecht würden. Mit seinen sexualtheoretischen Zugängen wusste Hirschfeld dies ungezwungen zu verbinden. Korrespondierend mit solchen sozialen Eigenschaften, über die jeder aufgrund seiner geschlechtlich-sexuellen Konstitution individuell verfüge, habe jeder einen sinnvollen Platz in einer »Nation in Waffen« gefunden.³⁸⁶ Das entsprach letztlich auch der Argumentation, die WhK-Wissenschaftlern in Gutachten über Transvestiten vertraten, die sich freiwillig gemeldet hatten, um in der Truppe als Köchinnen oder Krankenpflegerinnen eingesetzt zu werden: Solche Meldungen, so wurde argumentiert, könnten keineswegs verwundern, denn dies entspräche nun einmal den sozialen Eigenschaften von Transvestiten.³⁸⁷ »Der aushebende Arzt sowie der Militärarzt«, hieß es über Hirschfelds Stellungnahmen in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft«, »finden brauchbare Anhaltspunkte für die Beurteilung der Militär-

383 Siehe u.a. *Hirschfeld, Kriegszeit* (I), 9–11; *ders.*, *Kriegszeit* (III), 76–81.

384 Siehe *Hirschfeld, Kriegszeit* (III), 76; zur Person *Bernd-Ulrich Hergemöller*, Art. »Freimark, Hans«, in: *ders.*, *Mann für Mann*, Bd. 1, 349–350.

385 Hirschfeld verwendete diesen Begriff damals als umfassende Bezeichnung für homosexuelle Männer und Frauen, Transvestiten und (nach heutiger Terminologie) Trans- und Intersexuelle. Vgl. *Rainer Herrn*, *Ge- und erlebte Vielfalt – Sexuelle Zwischenstufen im Institut für Sexualwissenschaft*, in: *Sexuologie* 20, 2013, 6–14, hier 9.

386 Hirschfeld verwies dabei darauf, dass die Geschichte und die ethnologische Forschung dies auch in der Variationsbreite bereits belegt hätten. Siehe *Hirschfeld, Kriegszeit* (I), 9f.

387 Vgl. *Herrn*, *Schnittmuster*, 93–96. Die Überzeugungskraft solcher Stellungnahmen rührte wohl auch daher, dass sich hier eine argumentative Parallelität zu den Biologismen geschlechterspezifisch geprägter Bilder bei der Kriegsverwendung von Frauen feststellen lässt. Siehe dazu *Elke Koch*, »Jeder tut, was er kann fürs Vaterland«. Frauen und Männer an der Heilbronner »Heimatfront«, in: *Gerhard Hirschfeld u.a. (Hg.), Kriegserfahrungen*, 36–52.

tauglichkeit der sexuellen Zwischenstufen, und gerade die darauf bezüglichen Hinweise werden segensstiftend wirken und manchen Unglücklichen vor dem Martyrium einer falschen Verwendung im Kriegsdienst bewahren.³⁸⁸ Aus behördlicher Perspektive leisteten die WhK-Forscher damit nichts anderes – das zeigt eine Kontinuität zur Vorkriegszeit an – als professionelle wissenschaftliche Politikberatung.

Die entscheidende Legimitationsgrundlage für die eigenen Tätigkeiten bestand offenkundig darin, dass die militärischen und zivilen Stellen dem WhK den Status der Wissenschaftlichkeit nicht absprachen, sondern sie es im Gegenteil als einen Akteur mit hilfreichen Kompetenzen wahrnahmen. Tatsächlich scheint auch die Zensur nur in einem Punkt rigide interveniert zu haben, nämlich bei der Benennung der Nebelkerzen, die das Militär selbst im Hinblick auf das tatsächliche Ausmaß der Bestrafung von homosexuellen Soldaten mit Hilfe der ausweichenden Anwendung des Militärstrafgesetzbuches gezündet hatte.³⁸⁹ Diese Maßnahme verfolgten augenscheinlich das Ziel, die Verbreitung von Informationen zu verhindern, die im Ausland konkretere Rückschlüsse auf die Zahl homosexueller Soldaten im deutschen Heer zugelassen hätten. Die dahingehende Leerstelle in den »Vierteljahresberichten« mag auch eine Erklärung dafür liefern, weshalb sich dort insgesamt nur wenige Belege einer allmählichen Desillusionierung all derjenigen finden, »die anfangs so begeistert-sehnsuchtsvoll, so vaterlandsfreudig-opferbereit von Kaserne zu Kaserne geeilt waren, um als Kriegsfreiwillige eingestellt zu werden«.³⁹⁰ Erst nach 1918 schrieb Hirschfeld in diesen Worten von der Verbitterung, die viele an der Front eingesetzte Homosexuelle in dem Augenblick empfunden hätten, als eine verschärfte Verfolgung in der Armee sich nicht mehr habe leugnen lassen. Erst dann habe man sich wieder daran erinnert, was der preußische Kriegsminister Karl von Einem 1907 auf dem Höhepunkt der »Eulenburg-Affäre« im Reichstag gesagt hatte:³⁹¹ Werde in der Armee ein Homosexueller entdeckt, war von diesem zur Doktrin erklärt worden, »wer es auch sei, und mag er stehen, an welchem Orte es auch ist, so muss er vernichtet werden«.³⁹²

Diese Desillusionierung betraf auch die Verantwortlichen im WhK selbst. Es war nicht zuletzt der in der berühmt-berüchtigten Rede Wilhelms II. vom 4. August 1914 gefallene Satz »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!«,³⁹³ der auch hier Eindruck hinterlassen hatte: »Es wird jetzt schon vielfach in Gesprächen und an uns gelangenden Briefen die Frage erörtert«, so Hirschfeld damals,

388 Bruno Gießmann, Rezension von Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 2, in: *ZfS* 5, 1918/19, 297–299, hier 298.

389 Dies sollte in den »Vierteljahresberichten« erst kurz nach dem Krieg thematisiert werden in einem Beitrag, dessen Abdruck unterbunden worden war. Siehe die Vorbemerkung in Hirschfeld, Nachtrag, und darin den anonymen Bericht »Meine homosexuellen Erfahrungen während der Kriegszeit«, 178.

390 Hirschfeld, *Einst*, 152.

391 Ebd.

392 Zit. nach Lautmann, *Kriegsgeneral*, 154. Vgl. dazu auch Wolff, Hirschfeld, 157f.

393 Vgl. allgemein zur Wirkung der »Burgfrieden«-Rede Becker/Krumeich, *Der Große Krieg*, 83f.

»wie sich wohl nach den eingreifenden Ereignissen und Erlebnissen dieses Krieges, in dem so viele über so vieles umlernen müßten, die Schicksale der Homosexuellen gestalten werden. Ist ihre Befreiung mehr in die Nähe oder Ferne gerückt?«³⁹⁴

Wie sehr Hirschfeld trotz der sich häufenden »Ferne«-Belege daran festhielt, den Befreiungskampf in den Kriegsjahren dadurch zu unterstützen, dass man Zeugnis von der Vielgestaltigkeit homosexueller Opferbereitschaft ablegte, wird auch dadurch deutlich, dass es zunächst kaum noch darum ging, parallel hierzu Forschungsentwicklungen auf dem Gebiet der Homosexualität weiter zu verfolgen. Eugen Wilhelms traditionell in diesem Forum erschienene »Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen« beschränkte sich in der Kommentierung beinahe vollständig auf Vorkriegsveröffentlichungen bzw. auf solche Publikationen, die in keinem Zusammenhang mit dem Kriegsgeschehen standen. Zudem war sie in die »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« ausgelagert worden.³⁹⁵

Auf Umwegen sollte gegen Kriegsende Homosexualität als Forschungsgegenstand, wie im folgenden Kapitel gezeigt wird, dennoch ein Thema werden, das auch das WhK beschäftigte. Unerwarteter Ausgangspunkt war die experimentell-therapeutische Auseinandersetzung mit Kriegsversehrten gewesen, die Verletzungen in der Urogenitalgegend aufwiesen.

3.6 Auf der Suche nach dem »Zentralsitz« des Sexualtriebs: Kriegsversehrung und der Aufstieg der Sexualendokrinologie

Das Interesse von Sexualwissenschaftlern an Kriegsverletzungen der Sexualorgane bezog sich in erster Linie auf hieraus zu erwartende Schlüsse oder weiterführende Anhaltspunkte, die sich aus klinischen und pathologisch-anatomischen Befunden für die 1914 noch junge endokrinologische Sexualforschung ergeben konnten. Waren Rückenmarksegmente oder die Hoden von Verletzungen betroffen, versprachen sie sich von Beobachtungen auftauchender sexueller Ausfall- und Störungerscheinungen genauere Erkenntnisse über die endokrine Sekretion der »Geschlechtsdrüsen«. Nicht zuletzt, weil viele Sexologen auf der Suche nach dem »Zentralsitz« des Sexualtriebs waren, stand auch die Wirkung von Kopfschüssen im Zentrum ihres Interesses.³⁹⁶

Es war in allen diesen Zusammenhängen allerdings für sexualwissenschaftlich interessierte Mediziner über die gesamte Dauer des Krieges schwierig, an valide Informationen aus erster Hand zu gelangen. Dies lag vor allem daran, dass die behandelnden Ärzte der chirurgischen Frontlazarette in der Regel weder sexologisch geschult noch in-

394 Hirschfeld, Kriegszeit (I), 32; vgl. *In het Panhuis*, Anders [Teil 2/CD-ROM], 172.

395 Siehe die editorische Vorbemerkung zu *Numa Praetorius* [d. i. Eugen Wilhelm], Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen, in: ZfS 5, 1918/19, 27.

396 Siehe z.B. *Gaston Vorberg*, Die geschlechtliche Leistungsunfähigkeit des Mannes, München 1918, 5ff.; *Pelz*, Zwei Fälle von Alopezie nach Kopfschuss, in: BkW 55, 1918, 775; zu diesbezüglichen Vorkriegsannahmen *Hirschfeld*, Naturgesetze, 125f. u. passim; *Putz*, Verordnete Lust u.a. 34 u. 93; zum Forschungsinteresse der Kriegsneurologie an Hirnverletzungen insgesamt *Eckart*, Medizin und Krieg, 162–168.

teressiert waren.³⁹⁷ Bereits vor dem Krieg waren Verletzungen im (Uro-)Genitalsystem in nur sehr begrenztem Maße therapeutisch in die Zuständigkeit von Ärzten gefallen, die sich (auch) als »Sexualärzte« verstanden. So war es um die Jahrhundertwende zwar allmählich gelungen, die seit Tissot und Lallemand lokal-chirurgische Therapie funktioneller Sexualstörungen als sinnlose Malträtierungen zu diskreditieren und diese u.a. in psychotherapeutische Behandlungsmethoden zu überführen. Aus damaliger Sicht rein organisch bedingte und »mechanische« Sexualstörungen jedoch wurden weiterhin – auch von sexualwissenschaftlicher Seite – prinzipiell dem Kompetenzbereich der Chirurgen bzw. der Urologen zugeschlagen.³⁹⁸

Auf in erster Linie kriegschirurgische und -urologische Studien ist man auch angewiesen, will man überhaupt nähere Angaben über die Quantität und die Behandlungsformen sexualorganischer Verwundungen im Weltkrieg erhalten.³⁹⁹ Was hier als unausweichlich für eine in Umrissen erforderliche Rekonstruktion der Dimension, der Ursachen und der zur Anwendung gekommenen Behandlungsformen dieser Verletzungen während des Weltkrieges erscheint,⁴⁰⁰ entsprach zugleich der Situation, vor der die Sexualforschung in diesem Punkt während des Krieges generell stand. Sexualwissenschaftler konnten in der Regel lediglich hoffen oder – wie es Paul Lißmann während des Krieges getan hat⁴⁰¹ – an der entsprechenden Adresse darauf drängen, in den veröffentlichten Krankengeschichten symptomatologische Analysen zu finden, die eine Thematisierung von Störungen von Fertilität und sexueller Potenz einschlossen.

Häufigkeit sexualorganischer Kriegsverletzungen

Kriegsverwundungen der Harn- und Geschlechtsorgane waren als Gegenstand militärärztlicher Behandlung natürlich kein Novum des Ersten Weltkrieges. Über die tödliche Gefährlichkeit von Schussverletzungen vor allem der Blase waren Wundärzte spätestens seit den Napoleonischen Kriegen sehr genau unterrichtet.⁴⁰² Über ihre Häufigkeit

397 Es ist durchaus nicht so, dass, wie *Kirsten Leng* annimmt, »many male sexologists served at the front in surgical hospitals«. *Dies.*, *Sexual politics*, 232. Das hing bereits mit der unter den Spezialisten seltenen chirurgischen Ausbildung zusammen.

398 Das gilt auch noch für die Zeit der Weimarer Republik. Siehe *Paul Fürbringer*, *Potenz und Potenzstörungen*, in: *HwS* (1926), 571–583, hier 549.

399 Zur deutschen Kriegsurologie vgl. den Überblick bei *Fritz Schultze-Seemann*, *Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Urologie 1906–1986*, Berlin u.a. 1986, 46–51.

400 So zutreffend *Sabine Kienitz* über die »Kastrierten des Krieges« herausgearbeitet hat, dass Kriegsversehrte, die infolge von Verletzungen der Sexualorgane, von Traumata und Hirnverletzungen unter Fortpflanzungs- und funktionellen Sexualstörungen litten, in der Kriegserinnerung nicht vorkamen, so ist ihr Befund, dass von diesen Störungen in der medizinischen Fachliteratur »nur selten die Rede war«, dahingehend zu nuancieren, dass die Verletzungen an sich in der Literatur durchaus behandelt wurden, die psychischen Folgen bei den Betroffenen aber kaum. *Dies.*, *Die Kastrierten des Krieges. Körperbilder und Männlichkeitskonstruktionen im und nach dem Ersten Weltkrieg*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 95, 1999, 63–82, Zitat 67.

401 *Lißmann*, *Neuro-sexologische Beobachtungen*.

402 *Carl Posner*, *Verletzungen der Harn- und Geschlechtsorgane im Kriege*, in: *Zeitschrift für ärztliche Fortbildung* 12, 1915, 359–364, hier 360.

liefern die Kriegssanitätsberichte des 19. Jahrhunderts jedoch kaum nähere Informationen, und auch zum Ersten Weltkrieg fehlt statistisch aufbereitetes Material über Kastrationsfolgen.⁴⁰³ Erst nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg erkannte man allmählich deren militärärztlich-klinische Relevanz, und 1907 wurde in Deutschland anhand von Einzelstudien aus verschiedenen Kriegen bereits extrapoliert, dass in einem modernen industrialisierten Krieg etwa 0,5 Prozent allein aller Schusswunden die äußeren Genitalorgane (Penis, Skrotum) betreffen.⁴⁰⁴

Über die im Weltkrieg dann tatsächlich aufgetretene Häufigkeit gibt es keine verlässlichen Angaben.⁴⁰⁵ Zwischen 1914 und 1918 veröffentlichte Lazarettberichte gaben nur selten und, wenn, dann eher beiläufig Informationen über die Zahl der innerhalb bestimmter Zeiträume behandelten urogenitalen Schädigungen wieder. Sie stellten diese auch nicht in eine Relation zu der Gesamtzahl der Verletzungen, die innerhalb der jeweiligen Zeitspanne beobachtet worden waren.⁴⁰⁶ Schätzungen über ihre Häufigkeit wurden in der Regel entsprechend vage formuliert. Bei den meisten medizinischen Autoren findet sich die Formel, Verwundungen der Harn- und Sexualorgane seien »nicht selten« vorgekommen.⁴⁰⁷

Die wahrscheinlich aussagekräftigste Fallstudie über die quantitative Verbreitung von Verwundungen sowohl der äußeren als auch der inneren Geschlechtsorgane während des Weltkrieges stammt von dem österreichischen Chirurgen Johann Philipowicz. Dieser im letzten Kriegsjahr publizierten Untersuchung kann auch ein relativ repräsentativer Wert zugesprochen werden: Statistisch wertete Philipowicz etwa 16.000 Kriegsverletzungen aus, über die er im Laufe von rund dreieinhalb Jahren als Regimentsarzt einer mobilen Chirurgengruppe unterrichtet worden war. Er kam dabei zu einem Ergebnis, das die Vorkriegsschätzungen als verblüffend genau präsentierte: Nach seiner Stichprobe betrafen etwa 0,4 Prozent aller in militärärztliche Behandlung gelangten Verwundungen die Geschlechtsorgane.⁴⁰⁸ Aber auch Philipowicz' Auswertung vermit-

403 Vgl. Kienitz, Die Kastrierten, 67f.

404 [Ernst] Graf [August] Hildebrandt, Die Verwundungen durch die modernen Kriegsfeuerwaffen, ihre Prognose und Therapie im Felde, Bd. 2: Spezieller Teil, Berlin 1907, 401. Vonseiten der deutschen Militärmedizin wurde dabei verwiesen auf eine 1883 von den US-Militärärzten George Otis und David Huntington veröffentlichte Studie, wonach über die Hälfte der während des Krieges von 1861 bis 1865 in Behandlung gelangten Verletzungen der Geschlechtsorgane Verwundungen des Hodens, knapp ein Drittel solche des Penis gewesen seien.

405 Auch in anderen nach 1918 erschienen Übersichten zu kriegspathologischen Arbeiten finden sich nur knappe Erörterungen. Siehe etwa Hermann Jaffé/Hermann Sternberg, Die Drüsen mit innerer Sekretion, in: Ludwig Aschoff (Hg.), Pathologische Anatomie, Leipzig 1921, 36–44.

406 Vgl. etwa Böhrer, Erfrierungen und Verbrennungen des männlichen Gliedes und des Hodensacks, in: MmW 64, 1917, 433. Er machte die Angabe, bis 1917 20 Penissschüsse beobachtet zu haben. Vgl. auch W. Körte, Kriegserfahrungen über Verletzungen der Harnblase und Harnröhre, in: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung 13, 1916, 133–138. Als beratender Chirurg eines Reservekorps eingesetzt, zählte er bis Anfang 1916 »einige 30« Verletzungen der Blase (ebd., 133).

407 Vgl. z.B. Geppert, Rezension von Delorme, Verletzungen der äußeren Genitalorgane, in: DmW 62, 1916, 271; Körte, Kriegserfahrungen, 133.

408 [Johann] Philipowicz, Beitrag zu den Kriegsverletzungen der unteren Harnwege und der Geschlechtsorgane, in: Archiv für klinische Chirurgie 110, 1918, 957–980. Zu einer wesentlich geringeren, durch die Publikation an prominentem Ort allgemein rezipierten Zahl kam der Berliner Chirurg Oskar Rumpel nach dem Krieg aufgrund zweier von ihm durchgeführten Studien an insge-

telt nur ein grobes Bild von den Ursachen und der Häufigkeit sowie von Behandlungsformen und Krankheitsverläufen. Letztere wurde von Philipowicz zwar noch statistisch aufgearbeitet (»Geheilt«: 15,6 Prozent, »Gebessert«: 68,8 Prozent, »Gestorben«: 10 Prozent). Keinen näheren Aufschluss gab er jedoch darüber, wie häufig diese Verletzungen durch unmittelbare Kriegseinwirkungen verursacht wurden (wie auch andere Autoren führte er häufig solche Fälle an, die auf Unfälle hinter der Front zurückzuführen waren). Darüber hinaus liefert seine quantitative Analyse keine über die summarische Zusammenfassung von Verwundungen der Geschlechtsorgane hinausgehende Untergliederung. Man scheint im Laufe des Krieges aber in Lazarettberichten generell davon Abstand genommen zu haben, hier weitere Differenzierungen zu treffen, vermutlich, weil diese dann nicht mehr nach Prozenten, sondern nach Promillen hätten beziffert werden müssen.⁴⁰⁹

Genitalverletzungen an der Front: Ursachen und Behandlung

Therapeutisch glaubte die deutsche Klinik zu Beginn des Krieges, Verletzungen der Harn- und Sexualorgane bei Soldaten wesentlich besser Herr werden zu können als noch im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71. Im Wesentlichen hatte diese Annahme zwei Gründe. Erstens waren im Zuge der Etablierung neuer Spezialfächer wie der Urologie und parallel hierzu entstandener Forschungsbereiche wie der Bakteriologie die diagnostischen und therapeutischen Verfahren – so auch im Bereich der plastischen Chirurgie – erheblich weiterentwickelt worden. Durch die Entdeckung der Röntgenstrahlen war es nun möglich geworden, Geschosskörper auch in Geschlechtsorganen zuverlässig zu lokalisieren; zudem wusste die (chirurgische) Wundbehandlung inzwischen die Risiken von Infektionskrankheiten bei Operationen am Hoden besser einzu-

samt knapp 5.500 Kriegsverletzten: 0,04 % Blasenschuss; Harnröhreverletzung 0,06 %; Genitalverletzung 0,06 %. Siehe *ders.*, Verletzungen der unteren Harnwege und der Geschlechtsorgane, in: Otto von Schjerning (Hg.), Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/1918, Bd. 2 (Chirurgie), Zweiter Teil, Leipzig 1922, 113–141, hier 113.

- 409 Es gibt offenbar nur aus der frühen Kriegsphase Lazarettberichte, in denen anders verfahren wurde, und auch bei diesen beschränkten sich die Angaben auf die als am häufigsten betroffen ermittelten Organe. So beobachtete der Chirurg *Wilhelm Danielsen*, Oberarzt einer Reserve-Sanitätskompanie, bis Ende 1914 4.500 Kriegsverletzungen, von denen 17 Hoden- bzw. Skrotum betrafen (0,38 %); vgl. *ders.*, Kriegschirurgische Erfahrungen in der Front, in: *MmW* 61, 1914, 2294–2296. In einem Bericht aus der chirurgischen Abteilung eines Reservespitals über das erste Kriegsjahr wurden unter 4.902 Patienten fünf solcher Fälle aufgeführt (0,1 %), zit. in *Lohnstein*, Urologie im Weltkriege (IV), 206 (s.u.). Dagegen wurde offenbar in keiner der während des Krieges erschienenen Studien – zumeist kasuistische Mitteilungen – versucht, Schätzungen zur Häufigkeit von Verletzungen der Sexualorgane zahlenmäßig zu konkretisieren. Vgl. hierzu v.a. die von *Hugo Lohnstein* in acht Folgen veröffentlichten Berichte, die in gesonderten Kapiteln Kasuistiken über Penis- und Hodenverletzungen erfassten. *Ders.* [später: *Knack*], Die Urologie im Weltkriege, in: *Zeitschrift für Urologie*, 9–12, 1915–1918 (im Folgenden zitiert nach den einzelnen Folgen; ausführlicher Nachweis im Literaturverzeichnis).

schätzen. Dies hatte in vielen Fällen zur Folge, dass man überhaupt Eingriffe durchzuführen bereit war.⁴¹⁰

Zweitens gingen viele Militärärzte 1914 davon aus, dass Kriegsverletzungen infolge der Entwicklungen der modernen Waffentechnik generell nicht mehr die Gefährlichkeit haben würden wie in vorangegangenen Kriegen. Diese Prognose war vor allem auf die in den 1880er Jahren verkleinerten Schusswaffenkaliber zurückzuführen.⁴¹¹ Dass diese neuen Gewehrprojekte die Heilungschancen von Kriegsverletzungen eminent verbessern würden, glaubten 1914 auch viele Laien, da diese Botschaft in der populären Presse vielfach verbreitet worden war – nicht nur von Ärzten, sondern auch von Militärs, so unter anderem von dem preußischen Generalstabschef Schlieffen in seinem bekannten Aufsatz »Der Krieg in der Gegenwart« aus dem Jahr 1905. Auch später waren solche Annahmen allgemein als glaubhaft eingestuft worden, da man meinte, die Erfahrungen aus den Balkankriegen hätten dies eindrücklich gezeigt.⁴¹² In der Folge waren Spezialisten zu Beginn des Weltkriegs auch davon ausgegangen, dass ebenso »Verletzungen der Geschlechtsteile so gutartig geworden [sind], dass man bei einer unkomplizierten Wunde derselben wohl nur unter ganz besonders schlechten Verhältnissen einen ungünstigen Verlauf erleben wird«.⁴¹³

Wie auf anderen militärärztlichen Feldern erwies sich dies sehr schnell und in jeder Hinsicht als Illusion.⁴¹⁴ Dass ein industrialisiert geführter Krieg kaum »Schulbeispiele« von Genitalverletzungen liefern, »sondern in Art und Form die atypischsten Erscheinungen zeitigen« sollte, war ebenso unterschätzt worden wie der Umstand, dass man im Stellungskrieg an der Front »kaum mit der üblichen Routine«⁴¹⁵ handeln konnte. Auch stellte sich die Einschätzung, man werde es in der Masse infolge der verkleinerten Kaliber vorwiegend mit »glatten Durchschüssen« zu tun haben, als eine Fehlprognose

410 Vgl. zu alledem *Rudolf Oppenheimer*, Urologische Erkrankungen im Kriege, in: Medizinische Klinik 11, 1915, 905–910; *Posner*, Verletzungen, 359f., zu den plastisch-chirurgischen Methoden *Sarah Maria Luisa Valentina Lorenz*, Chirurgische Entwicklungen im deutschsprachigen Raum vom Ende des 19. Jahrhunderts (1880) bis zum Beginn des 2. Weltkriegs im heutigen Fachgebiet, Diss. med. TU München 2009, 126–132, URL: <http://docplayer.org/3778616-Technische-universitaet-muenchen-institut-fuer-geschichte-und-ethik-der-medizin.html> (zuletzt geprüft: 24.7. 2016).

411 Dazu eingehend *Nils Löffelbein*, »Die Humanität der japanischen Gewehrkegel« – Kriegsbild und Verlusterwartungen deutscher Militärärzte vor 1914, in: ders./Silke Fehleemann/Christoph Cornelißen (Hg.), Europa 1914. Wege ins Unbekannte, Paderborn u.a. 2016, 27–51, hier bes. 32–41.

412 Vgl. ebd. sowie *Eckart*, Medizin und Krieg, 74; *Krumeich*, Bilder, 117ff.; *Bernd Ulrich*, »... als wenn nichts geschehen wäre«. Anmerkungen zur Behandlung der Kriegsoffer während des Ersten Weltkriegs, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, 115–129, hier 118.

413 E[rnst] Graf [August] Hildebrandt, Die Verwundungen durch die modernen Kriegsfeuerwaffen, ihre Prognose und Therapie im Felde. Bd. 2 (Spezieller Teil), Berlin 1907, 401. Aus dem gleichem Grund allerdings vermuteten Militärärzte eine Zunahme von Verletzungen der Harnöhre. Siehe *Alfred Exner*, Kriegschirurgie in den Balkan-Kriegen 1912/13, Stuttgart 1915, 172f.

414 Diese Prognose bezog sich natürlich nicht nur auf Schussverletzungen in der Urogenitalsphäre. Vgl. etwa *Ernst Küster*, Geschichte der neueren deutschen Chirurgie, Stuttgart 1915, 64; zur dann gegenteiligen Erfahrungsgeschichte z.B. *Nissen*, Helle Blätter, 29; *Löffelbein*, »Humanität«, 42ff.

415 *Stutzin/Gundelfinger*, Kriegsverletzungen des Urogenitalsystems, in: DmW 62, 1916, 188–190, hier 188.

heraus. Tatsächlich sollten die Feld- und Lazarettärzte von Anfang an nur in den seltensten Fällen mit urogenitalen Verletzungen konfrontiert werden, bei denen nicht zugleich auch benachbarte Organe und Körperpartien wie das Gesäß, die Bauchwand und/oder die Oberschenkel schwer verwundet worden waren.⁴¹⁶ Auch hier waren die Ursachen zumeist nicht die erwarteten »glatten« Einzelschüsse, sondern mehrere Durchschüsse durch das von Militärexperten in seiner Verwendung als Verteidigungswaffe vollkommen unterschätzte Maschinengewehr, ferner Schrapnell- und Granatsplitterverletzungen.⁴¹⁷ Damit stellte sich auch die Erwartung nicht ein, man würde es bei diesen Verletzungen vorrangig mit geringen Blutungen zu tun haben.⁴¹⁸ Da Verletzungen im Urogenitalsystem zudem ohne Zeitverzögerung direkt an der Front, »unter oft sehr schwierigen äußeren Verhältnissen im Drange kriegerischer Ereignisse«, mit »wenig Zeit zum Überlegen oder Abwarten«, ⁴¹⁹ ärztlich versorgt werden mussten, also entweder unmittelbar auf den Hauptverbandsplätzen oder direkt nach dem Transport ins Feldlazarett, wurden in medizinischen Fachzeitschriften vermehrt Anleitungen zur feldärztlichen Versorgung publiziert.⁴²⁰

In aller Regel sah die feldärztliche Sofortmaßnahme – wie bei praktisch allen anderen Kriegsverwundungen auch – »konservativ« aus. Das heißt: An Ort und Stelle wurden handwerklich einfache Methoden der Blutstillung und Wundreinigung angewandt, auf die sich in unkomplizierteren Fällen auch die weitere Therapie beschränkte.⁴²¹ Die eher seltenen »glatten« Durchschüsse der Schwellkörper endeten offenbar zumeist nicht tödlich, aber auch bei schwereren Verstümmelungen gelang es Chirurgen nach eigener

416 Vgl. u.a. *Rumpel*, Geschlechtsorgane, 136 u. 138. »Penisschüsse« als solche wurden von Militärärzten überwiegend als Streifschuss-Verletzungen beschrieben; so genannte »Penisabschüsse«, also Fälle gänzlicher Abtrennung, kamen offenbar selten vor. Vgl. *Erich Sonntag*, Eine eigenartige Penisverletzung, in: *DmW* 61, 1915, 1176; *Philipowicz*, Beitrag, 976f.; dagegen *Rumpel*, der solche Fälle erwähnt nach Verletzung »[d]urch große Sprengstücke oder durch Infanterienahschüsse«. *Ders.*, Geschlechtsorgane, 136.

417 Daneben tauchen in der kriegschirurgischen Literatur auch Fälle von »Pfählungen« auf, die sogenannten »Münzensteckschüsse«; siehe etwa *Victor Blum*, Geldbörsenschüsse – Münzensteckschüsse der Harn- und Geschlechtsorgane, nebst Bemerkungen über die bakterizide Wirkung metallischer Fremdkörper in der Blase, in: *Zeitschrift für Urologie* 11, 1918, 361–364. Zum Maschinengewehr und dessen Vorkriegseinschätzung als vermeintlicher Angriffswaffe vgl. *Krumeich*, Bilder, 119f.; *Leonhard*, Büchse der Pandora, 149f.; *Bernd Ulrich*, Die Front im Westen, in: *Nicolas Beau-pré* u.a., *Der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2013, 57–72, hier 60.

418 *Lohnstein*, Urologie (II), 219.

419 *Körte*, Kriegserfahrungen, 133.

420 Siehe ebd.; *Lohnstein*, Urologie, passim; *Schultze-Seemann*, Geschichte, 47.

421 Anders verfahren die Behandlungsmethoden finden sich zumindest in den von *Lohnstein* zitierten Berichten nicht. »Unkompliziert« und mit einem günstig verlaufenden Heilungsprozess verbunden waren isolierte Verwundungen in der Regel nur dann, wenn weder Harnröhre noch die Schwellkörper des Penis betroffen waren. War die Harnröhre zugleich verletzt, wurden in aller Regel Dauerkatheder angelegt. Alles Weitere hing vom jeweils behandelnden Chirurgen ab. So finden sich Stellungnahmen, in denen auch bei schweren, bei jedem sechsten Patienten tödlich verlaufenden Penisverletzungen eine über Blutstillung nicht hinausgehende Behandlung empfohlen wurde. Vgl. *Lohnstein*, Urologie (V), 205; *Rumpel*, Geschlechtsorgane, 139. Zur Diskussion um »konservative« Therapien auch *Löffelbein*, »Humanität«, 35f. u. 41.

Einschätzung recht häufig, »ein weitgehendes Regenerationsvermögen« zu erzielen.⁴²² In diesen Fällen versuchten die Ärzte, operativ noch vorhandene Schwellkörperreste mit der Peniseichel zusammenzunähen. Plastische Eingriffe dieser Art hatten in der Regel allerdings nicht nur zur Folge, dass lediglich »Stümpfe« zurückblieben, sondern auch, dass an den entstandenen Wunden knoten- und linienförmige Narben entstanden, durch die sich der Penis verkrümmen konnte. Bei Erektionen traten in der Folge starke Schmerzen auf. Diesen Folgeerscheinungen standen die Ärzte weitgehend hilflos gegenüber.⁴²³

Ein wesentliches Problem bestand überdies darin, dass es der Chirurgie nicht möglich war, mit funktionellem Effekt Schwellkörpergewebe zu transplantieren. Als plastisches Material für Haut- und Gewebeverluste am Penis wurde im Ersten Weltkrieg stattdessen in der Regel Skrotalhaut, in weiteren Fällen wohl auch Bauchhaut verwendet: »Hier können wir«, schrieben zwei Militärärzte über das operativ Mögliche,

»nur kosmetisch nützen, aber die bei der Erektion sich ergebenden Hindernisse kaum beseitigen. Das ist zweifellos ein schwerer Mangel, denn die in solchem Zustande sich befindlichen Individuen entgehen schweren Gemütsdepressionen nicht.«⁴²⁴

Angaben wie diese aber, in denen auf die psychischen Folgen bei den Betroffenen eingegangen wird, sind für die Kriegszeit eine Seltenheit. Die meisten in der medizinischen Fachpresse veröffentlichten Krankengeschichten informierten über rein physiologische Folgeaspekte. Das gilt nicht nur für die Kriegschirurgie, sondern ebenso für die Militärpsychiatrie⁴²⁵ und auch für die Sexualwissenschaft. Der Münchener Sexualforscher Gaston Vorberg etwa schrieb noch 1918 über die Folgen günstig verlaufener Operationen, »Schussverletzungen am Penis« seien für die Möglichkeit, ob Geschlechtsverkehr ausgeübt werden könne, als »kein Hindernisgrund« anzusehen: »Drei bis vier Zentimeter grosse Stümpfe genügen zum Beischlaf.«⁴²⁶ (Punkt!)

Kriegsverwundungen von Hoden und Skrotum konnten ebenfalls nicht nur hinsichtlich der Fertilität schwerwiegende Folgen für die Betroffenen haben. Diese Verletzungen wurden offenbar »in der großen Mehrzahl der Fälle«⁴²⁷ durch Gewehrsschüsse verursacht. Die feldärztliche Erstbehandlung war hier ebenfalls »konservativ«, und im Grundsatz wurde darauf augenscheinlich auch bei der weiteren Behandlung gesetzt. So scheinen in den Lazaretten voreilige Kastrationen bzw. Semikastrationen (wenn ein Testikel betroffen war) in aller Regel vermieden und nur bei besonders schweren Verwundungen vorgenommen worden zu sein.⁴²⁸

422 Schultze-Seemann, Geschichte, 47.

423 Ärzte versuchten in diesen Fällen nachträglich, entstandene Narbenstränge durch eine zweite Operation zu entfernen. Vgl. Geppert, Delorme, 271; Rumpel, Geschlechtsorgane, 138.

424 Gundelfinger/Stutzin, Kriegsverletzungen, 190; zur Skrotalhautverwendung auch Rumpel, Geschlechtsorgane, 138–141. Bauchhauttransplantationen dürften ebenfalls verbreitet gewesen sein. Siehe zur Anwendung beider Verfahren um 1900 Lorenz, Entwicklungen, 129–132.

425 Vgl. Kienitz, Beschädigte Helden, 274.

426 Vorberg, Die geschlechtliche Leistungsfähigkeit, 7.

427 Lohnstein, Urologie (II), 221.

428 Dies war nach der kriegsärztlichen Literatur der Fall bei tatsächlich vollständigen Zertrümmerungen eines oder beider Hoden sowie des Samenleiters, ferner bei Gangrän und bei Hodentraumen

So gut wie überhaupt keine Angaben finden sich aber auch hier über die psychischen Folgen und das weitere (Sexual-)Leben der Versehrten. Das ist insofern bemerkenswert, als gerade auch bei solchen Fällen, in denen die Hoden nicht abgetragen und die Krankenakte mit der Notiz »Heilung« geschlossen wurde, eine hohe Quote langanhaltender oder dauerhafter Fertilitätsstörungen angenommen werden muss und wohl auch eine Vielzahl von infolge organischer Verwachsungen aufgetretene funktionelle Störungen blieb.⁴²⁹ Erste Vermutungen des Verfassers gingen dahin, dass die Betroffenen als dienstunfähig begutachtet und Nachbehandlungen in der Folge also nicht mehr von Militärärzten durchgeführt wurden.⁴³⁰ Das schien eine Erklärung für die in der überwiegenden Zahl abrupt endenden Krankengeschichten zu liefern, zumal in der Militärmedizin einer noch zu Kriegsbeginn als zentral verhandelten Frage späterhin offensichtlich nicht mehr nachgegangen wurde: nämlich inwiefern bei »Eunuchoidismus«⁴³¹ die Dienstentlassung notwendig werden müsse, da mit einer Reihe nicht nur somatischer, sondern auch psychischer Kastrationsfolgezustände zu rechnen sein werde. Bei Dienstvergehen, so war in der Frühphase des Krieges von Ärzten zu bedenken gegeben worden, könnten deshalb die militärischen Disziplinar- und Strafbestimmungen kaum mehr angewendet finden.⁴³² Einer kasuistischen Mitteilung aus dem Jahr 1917 über »Späteunuchoidismus« zufolge scheint es jedoch so, dass im deutschen Heer Männer, denen die Hoden entfernt worden waren, durchaus eingesetzt wurden.⁴³³ Auch wurde in der militärärztlichen Literatur die Frage somatischer Veränderungen und psychischer Belastungsfolgen bis 1918 augenscheinlich nicht näher mit Blick auf eine Änderung des Disziplinarrechts problematisiert. Anlässe jedenfalls, eine aus dem Jahr 1909 stammende Dienstanweisung zu erweitern, nach der bei »Verlust oder diesem gleichzuachtende[m] Schwund beider Hoden« die Kriegsverwendungsfähigkeit der Betroffenen

als Folge einer Tuberkuloseerkrankung. Dagegen wurde bei Durchschüssen des Skrotums überwiegend mit Tamponade, Drainage und Sitzbädern mit desinfizierender Lösung behandelt. Vgl. ebd., 222; Philipowicz, Beitrag, 977ff., Knack, Urologie (X), 26f.

- 429 Einen Überblick über die Bandbreite möglicher Folgeerscheinungen bietet: Volkmar Sigusch, Die Kastration des Mannes, in: ders., Vom Trieb und vor der Liebe, Frankfurt a.M./New York 1984, 87–100, hier 91–94; zeitgenössisch Hirschfeld, Naturgesetze, 169–182. Zur Ausblendung der psychischen Dimension des Eunuchoidismus vor 1914 vgl. Gerhard Scherk, Zur Psychologie des Eunuchen, Stuttgart 1924, 9. Tatsächlich fällt auch der Begriff kein einziges Mal im 1922 erschienenen, hier relevanten chirurgischen Teilband des *Handbuchs der Ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/1918*. In dem Beitrag, der sich mit Verletzungen der Urogenitalsphäre befasst, ist lediglich von kurzfristigen Erektionsstörungen nach Hodenverletzungen die Rede (Rumpel, Geschlechtsorgane, 140), wohingegen Kastrationen in diesem zusammenfassenden Aufsatz keinerlei Erwähnung finden.

- 430 Siehe dazu Körte, Kriegserfahrungen, 137.

- 431 Der Terminus war laut Scherk (Psychologie, 3f.) erst Mitte der 1890er Jahre im englischsprachigen Raum und mit Verzögerung dann in Deutschland eingeführt worden.

- 432 Vgl. Boas, Sexualpathologisches, 67f.

- 433 Das legt eine im vorletzten Kriegsjahr entstandene Dissertation eines Feldunterarztes nahe. Hier wird der Fall eines 35-jährigen Mannes erwähnt, dem während seiner Militärausbildung etwa zehn Jahre vor Kriegsbeginn aufgrund einer Tuberkuloseerkrankung die Hoden entfernt worden waren und bei dem erst infolge der »erhöhten Anforderungen des Krieges« Symptome des Späteunuchoidismus »deutlich hervorgetreten« seien. [Ernst] Cornils, Kasuistischer Beitrag zur Lehre vom Eunuchoidismus, Diss. med. Univ. Kiel 1917, 12.

nur dann wegfallen, wenn schwere körperliche Folgezustände zu diagnostizieren seien, sah man offenkundig nicht.⁴³⁴

Eine naheliegende Erklärung hierfür und womöglich auch für das überhaupt weitgehende Fehlen von Angaben über psychotherapeutische Maßnahmen liefert die Vermutung, dass die behandelnden Ärzte in aller Regel Chirurgen waren und die seelisch-psychischen Folgen unterschätzten. Abwegig scheint diese Annahme grundsätzlich nicht, hatten doch (wie schon bemerkt) auch Militärpsychiater und Sexualforscher diesen Folgen keine nennenswerte Bedeutung eingeräumt. Dass einzelnen Chirurgen psychische Belastungen bewusst waren, darauf weist zwar die Betonung bei plastischen Genitaloperationen hin, diese auch nach kosmetischen Gesichtspunkten durchzuführen. Jedoch finden sich in der chirurgischen Spezialliteratur der Kriegsjahre erstaunlich wenige Rezeptionszeugnisse eines Therapieversuchs aus dem Jahr 1915, der den Betroffenen Hoffnung auf eine weitgehend vollständige Wiederherstellung der Sexualfunktionen machen konnte. Angesprochen ist ein von dem österreichischen Arzt Robert Lichtenstern durchgeführter Hodentransplantationsversuch. Der Chirurg und Urologe, während des Krieges Chefarzt an einem Reservespital in Wien, hatte sich eben gerade angesichts der »schweren physischen und psychischen Folgezustände« bei den Kastrierten des Krieges dazu veranlasst gesehen, »daran zu denken, ob irgend eine Therapie in diesem Falle anwendbar wäre«.⁴³⁵

Lichtensterns Hodentransplantationstherapie (1915) und die sexologische Rezeption

Die Fachöffentlichkeit unterrichtete Lichtenstern erstmals im Mai 1916 von seinem experimentellen Heilversuch. Zehn Monate zuvor, im Juli 1915, war ihm ein 29-jähriger Gefreiter überwiesen worden, der nach einer schweren Gewehrschussverwundung in der Höhe des Oberschenkels von einem Truppenarzt kastriert worden war. Was Lichtenstern bei seinem Patienten auffiel, war nicht nur »eine entschiedene Teilnahmslosigkeit gegenüber seinen Kameraden wie auch gegen die Vorgänge im Krankenzimmer« – »er liest nicht und zeigt auch für die Kriegereignisse gar kein Interesse«.⁴³⁶ Als eigentlichen Grund für seine Schwermut gab der Patient vielmehr an, »absolut keine Libido und keine Erektion mehr zu haben«. Lichtenstern beobachtete ihn über mehrere Wochen:

»Der Kranke sass meistens bei seinem Bette oder am Fenster, ass sehr reichlich, schlief viel und befasste sich mit nichts.

434 Diese Regelung griff dann, wenn solche Folgen in »einer ungünstigen körperlichen Beeinflussung des allgemeinen Körperzustandes« nachweisbar wurden. Dies war der sogenannten DAMdf, der »Dienstankündigung zur Beurteilung der Militärdienstfähigkeit und zur Ausstellung von militärärztlichen Zeugnissen«, im Februar 1909 hinzugefügt worden. Zit. nach *Hirschfeld*, *Sexualpathologie*, Bd. 1, 11 (Anm. 9).

435 *Robert Lichtenstern*, Mit Erfolg ausgeführte Hodentransplantation am Menschen, in: *MmW* 63, 1916, 673–675.

436 Ebd., 674.

Die physischen Folgen des Verlustes beider Hoden manifestierten sich in einer auffallenden Zunahme des Fettansatzes, besonders ausgeprägt am Halse, der dem Kranken einen merkwürdigen stupiden Ausdruck verlieh. Die Barthaare, insbesondere der Schnurrbart, fielen fast ganz aus, die Behaarung am Körper nahm ab, am auffallendsten war dies an der Linea alba, die fast haarlos wurde, so dass die Schamhaare sich horizontal von der Bauchhaut abgrenzten. [...].

Dass diese physischen und psychischen Symptome eine Folge der Verletzung waren und nicht einem zufälligen Zusammentreffen zuzuschreiben waren, bewies ein zweiter Fall, der im Dezember 1915 auf die Abteilung aufgenommen wurde. Der sehr intelligente Patient, ein 28jähriger Oberleutnant Baron S., wurde am 4. August 1915 durch zwei Gewehrscüsse in die Hoden derart verletzt, dass ihm diese am 10. August in einem Feldspital entfernt werden mussten.

Der Kranke zeigte auffällige Adipositas, der Schnurrbart wie die Haare an den Füßen und an der Brust waren bis auf kleine Reste ausgefallen, die Schambehaarung hatte den Kastratentypus angenommen. Jede Erektion wie jede Möglichkeit eines Koitus sind seit der Verletzung geschwunden. Der Kranke hat zeitweise gewisse Aufregungszustände, die ihn sehr erschöpfen und ihm nächtelang den Schlaf rauben. Sein Zimmerkamerad gab an, dass er fast allnächtlich aus dem Schlaf schrie, dann aufkam und stundenlang vor sich hingrübte. Der Kranke hatte einige Male Suizidversuche gemacht [...]. Bei dem verwundeten Offizier waren die psychischen Folgen der Kastration ganz besonders ausgeprägt und das mag seinen Grund darin haben, dass dieser Kranke vor der Verletzung ein sehr intensives sexuelles Leben geführt hatte.⁴³⁷

Auf die Idee der Hodentransplantation war der Wiener Chirurg vermutlich sehr schnell gekommen. Vor dem Krieg hatte Lichtenstern als Assistent des Endokrinologen Eugen Steinach gearbeitet, der solche Versuche u.a. an kastrierten Ratten durchgeführt hatte. Steinach war dabei zu dem Ergebnis gelangt, dass sich nach einer Verpflanzung eines fremden Hodens in die Beckenmuskulatur die sekundären Geschlechtsmerkmale wieder ausbilden würden und auch Impotenz aufzuheben sei.⁴³⁸ Ende August 1915, also zwei Monate nach der Einlieferung seines Patienten, entschied sich Lichtenstern dafür, an diesem versuchsweise »durch Transplantation eines Hodens von einem anderen Manne die Folgen der furchtbaren Verletzung zu beseitigen«.⁴³⁹ Nach dem Vorbild der tierexperimentellen Methode Steinachs transplantierte Lichtenstern am 31. August 1915

437 Ebd.

438 Vor Steinach hatten bereits andere Mediziner gemeint, im Hodenextrakt ein vitalisierendes Mittel entdeckt zu haben, dessen Wirkung sich ebenso auf die sexuelle Potenz beziehen müsse. Zu nennen sind insbesondere der französische Physiologe Charles-Édouard Brown-Séquard und der US-amerikanische Chirurg G. Frank Lydston. Auch war 1912, was Lichtenstern offenbar nicht wusste – siehe den Forschungsüberblick in *ders.*, Erfolg, 673f. – in Philadelphia wohl zum ersten Mal eine Hodentransplantation von Mensch zu Mensch durchgeführt worden. Vgl. zu alledem Thomas Schlich, Die Erfindung der Organtransplantation. Erfolg und Scheitern des chirurgischen Organersatzes (1880–1930), Frankfurt a.M./New York 1998, 157ff.; zu der vor 1914 zum Teil kritischen Rezeption einer dem Hodenextrakt zugesprochenen Wirkung gegen Impotenz den Artikel von Günter Grau über Brown-Séquard in: Sigusch/Grau (Hg.), Personenlexikon, 84–87.

439 Lichtenstern, Erfolg, 674.

seinem Patienten den Hoden eines 40-jährigen Mannes, dem aus medizinischen Gründen ein Leistenhoden entfernt worden war, in die Bauchmuskulatur. Eine Woche nach dem Eingriff

»[...] beobachtete der Kranke in der Früh vor dem Urinieren eine leichte Erektion; in den nächsten Tagen traten die Erektionen mit verstärkter Intensität auf und zwar sowohl bei Tag als auch bei Nacht. [...] 14 Tage nach dem Eingriff gab der Kranke freudig erregt an, dass seine Libido wieder da sei, dass er sich ungemein frisch und wohl fühle; er hatte erotische Träume mit kräftigen Erektionen. Das Beisammensein mit weiblichen Individuen löste Libido wie Erektionen aus. Um mich zu überzeugen, ob ein Koitus ausführbar sei, wurde dem Kranken, vier Wochen nach dem Eingriff, ein Urlaub in seine Heimat [...] gegeben. Nach seiner Rückkehr [...] gab er an, sich geschlechtlich sehr kräftig zu fühlen, einige Male koitiert zu haben, dabei eine Ejakulation einer geringen Menge grauen Schleims mit normaler Empfindung gehabt zu haben.

Das Aussehen des Kranken war ein sehr gutes, er zeigte eine auffallende Hebung seiner Intelligenz, sein Gesichtsausdruck war ein frischer, der Fettansatz am Halse im Schwinden, am schütterten Bart eine deutliche Zunahme zu bemerken.

[...] Die weitere Beobachtung des Patienten bis heute, also durch fast 9 Monate, hat gezeigt, dass alle physischen und psychischen Merkmale des Hodenverlustes sich zurückgebildet haben.«⁴⁴⁰

Der chirurgischen Fachöffentlichkeit präsentierte Lichtenstern damit, so schien es, eine überaus vielversprechende Methode zur Therapie sowohl somatischer als auch psychischer Belastungsfolgen bei den Kriegskastrierten.⁴⁴¹ Doch stieß diese Veröffentlichung aufseiten der Kriegschirurgie auf wenig Echo, und auch Sexologen registrierten sie zunächst eher beiläufig.⁴⁴² Ein Jahr nach der Publikation jedoch meldete sich der Sexualwissenschaftler Hermann Rohleder in der »Deutschen medizinischen Wochenschrift« mit einem Beitrag zu Wort, in dem er über weitere Konsequenzen der Lichtenstern-Methode laut nachdachte. Das nun aufkommende Interesse an dem Experiment trug sein Aufsatz bereits in der Überschrift: »Heilung von Homosexualität«.⁴⁴³

Tatsächlich war Lichtenstern zu diesem Zeitpunkt bereits auf den gleichen Gedanken gekommen und hatte, ohne die Öffentlichkeit darüber zu unterrichten, gemeinsam mit seinem Lehrer Steinach auch gehandelt. 1917 veröffentlichten sie das Ergebnis eines von ihnen durchgeführten experimentellen »Heil«-Versuchs, bei dem die Methode der Hodentransplantation an einem 30-jährigen homosexuellen Artilleriesoldaten erprobt worden war. Auf beeindruckende Weise, so die beiden Ärzte, habe die Überpflanzung

440 Ebd., 675.

441 Tatsächlich soll der entsprechende Patient noch Jahre später über keinerlei Beschwerden berichtet haben – »die Keimdrüse«, äußerte Lichtenstern 1930 laut einem Zeitungsbericht, »wirkt noch immer durch die vielen Jahre hindurch auf den entmannten Körper vermännlichend, durch ihr Hormon ersetzt sie die verlorenen eigenen Drüsen vollwertig, verhindert die Ausbildung des eunuchoiden Typs.« Walter Finkler, Die Überpflanzung männlicher Keimdrüsen, in: *Figaro* 7, 1930, 781–782, hier 781.

442 Siehe die knappe, mit zeitlicher Verzögerung erfolgte Notiz in: *ZfS* 4, 1917/18, 93.

443 Hermann Rohleder, Heilung von Homosexualität und Impotenz durch Hodeneinpflanzung, in: *DmW* 43, 1917, 1509–1510.

die beabsichtigte Wirkung hervorgerufen: Morphologisch sei eine Heterosexualisierung an der Verwandlung der Hüfte und an den Brustpartien zu beobachten gewesen. Vor allem aber habe der junge Mann Ekelgefühle beim Gedanken an Männer entwickelt. Der Patient habe sich sexuell derart radikal umgestellt, dass man habe einschreiten müssen, um die diensttuende Krankenschwester vor Zudringlichkeiten zu schützen. In der Zwischenzeit, teilten Steinach und Lichtenstern mit, sei dieser Soldat entlassen worden, habe sich in eine Frau verliebt und sei mit dieser bereits verheiratet.⁴⁴⁴

Das Echo, das *diese* Nachricht hervorrief, war nun enorm. Nicht nur die medizinische Fachwelt reagierte im hohen Maße interessiert und sorgte umgehend für finanzielle Forschungsförderung.⁴⁴⁵ Auch die Tagespresse berichtete in großer Aufmachung über dieses »Neue Wunder der Chirurgie«.⁴⁴⁶ Erst jetzt wurde die Hodentransplantation auch innerhalb der Sexualforschung wirklich zu einem Thema. Noch 1917 sollte die ÄGeSe Steinach wegen seiner »hervorragenden Dienste um die Sexualwissenschaft« zu ihrem Ehrenmitglied ernennen.⁴⁴⁷ Als einer der ersten Sexualforscher hatte Magnus Hirschfeld öffentlich reagiert. Für ihn schien das Steinach-Experiment eine nachgeordnete erschlagende Bestätigung zu bedeuten. Denn seitdem er gegen den Paragraphen 175 RStGB auf den Plan getreten war, hatte er mit der Annahme von einer organischen Anlage der Homosexualität argumentiert, ihre Natürlichkeit damit unterstreichen und die Unsinnigkeit ihrer strafrechtlichen Verfolgung vor Augen führen wollen. Mit derselben Begründung hatte Hirschfeld aber auch Versuche, Homosexualität zu therapieren, als sinnlos, weil unmöglich zu benennen versucht.⁴⁴⁸ Letztlich liefen in diesem Zirkelschluss alle Begründungsstränge zusammen, aus denen heraus das WhK mit medizinischen Argumenten Homosexualität überhaupt erst als eine eigene Identitätsform verteidigt hatte, war es doch ihre »Festigkeit«⁴⁴⁹ gewesen, die als der entscheidende Grund dafür angeführt werden konnte, weshalb von ihrem Angeborensein auszugehen sei. Wenn die homosexuelle Orientierung, so hatte Hirschfeld vor dem Krieg argumentiert, derart »mit der ganzen Persönlichkeit aufs innigste verknüpft ist, mit ihr in

444 Vgl. Heiko Stoff, *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*, Köln u.a. 2004, 458ff. Die erste Unterrichtung der Öffentlichkeit fand offenbar schon kurz vorher im Publikationsorgan des WhK statt, vgl. Herzer, Magnus Hirschfeld, 132. Eingehend erläuterten sie diesen Fall kurz darauf in: Eugen Steinach/Robert Lichtenstern, Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen, in: *MmW* 65, 1918, 145–148.

445 Vgl. Mildenerberger, »Richtung«, 98–103; ders., Verjüngung und »Heilung« der Homosexualität. Eugen Steinach in seiner Zeit, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 15, 2002, 302–322. Für die finanzielle Förderung sorgte die Treilt-Stiftung (siehe ders., Verjüngung, 306); auch war aufgrund der Experimente eine um mehr als das Doppelte erhöhte Jahresbudgetierung durch die Österreichische Akademie der Wissenschaften beschlossen worden, was durch den Kriegsausgang jedoch nicht mehr realisiert wurde. Vgl. Sonja Walch, *Triebe, Reize und Signale. Eugen Steinachs Physiologie der Sexualhormone. Vom biologischen Konzept zum Pharmapräparat*, Wien u.a. 2016, 72.

446 Siehe *Medicus*, *Neue Wunder der Chirurgie*. Die Mischung aus Mann und Weib, in: *Neues Wiener Journal*, 5.12.1917. Auch Sexualforscher erfuhren mitunter zuerst durch die Tagespresse von dem Versuch; siehe mit Verweis auf die »Vossische Zeitung« Ernst Ulitzsch, Zur Frage der psychischen Geschlechtscharaktere, in: *ZfS* 5, 1918/19, 69–71, hier 69.

447 »Kleine Chronik«, in: *Neue Freie Presse*, 2.11.1917.

448 Vgl. Herzer, Magnus Hirschfeld, 132.

449 Hirschfeld, Homosexualität, 318.

völligster Übereinstimmung steht, sozusagen aus der Tiefe der ganzen Individualität emporsteigend mit elementarer Gewalt hervorbricht«⁴⁵⁰ und sämtliche Versuche ihrer Therapeutisierung »zur Evidenz gezeigt« hätten, dass es nicht gelingen könne, »einen Zustand und einen Trieb zu zerstören, der bis an das Lebensende unlöslich der Individualität anhaftet«,⁴⁵¹ dann könne man daraus keine andere Schlussfolgerung ziehen, als dass es sich um etwas unveränderlich Angeborenes handele. In dem Augenblick, als Lichtenstern und Steinach die WhK-Position von einer organischen Grundlage der Homosexualität wissenschaftlich-experimentell bestätigt zu haben schienen und im selben Schritt eine medizinische Methode zu ihrer Beseitigung offerierten, reagierte Hirschfeld, indem er die naturwissenschaftliche Bestätigung seiner Lehre verkündete und zugleich »kapituliert[e]«. ⁴⁵² Denn nun war er, wie Gunter Schmidt es formuliert hat, »gefangen in seiner eigenen Falle«. ⁴⁵³ Tatsächlich empfahl Hirschfeld schon kurz nach Bekanntwerden der Lichtenstern-Steinach-Operation solchen Homosexuellen, die von ihrer sexuellen Orientierung »geheilt« werden wollten, sich einer Hodentransplantationstherapie zu unterziehen, und nahm damit »sein Konzept von Gleichheit und Freiheit für Homo- und Heterosexuelle in wesentlichen Teilen zurück«. ⁴⁵⁴

In der historiographischen Literatur ist an diesem Beispiel auf den heteronormativen *Furor sanandi* der frühen Sexualwissenschaftler und den auch bei Hirschfeld fehlenden Skrupel, vor Experimenten am Menschen mit irreversibler Körperverstümmelung nicht zurückgeschreckt zu haben, vielfach verwiesen worden. ⁴⁵⁵ Erst gegen Mitte der zwanziger Jahre, nach zunehmenden Zweifeln am »Erfolg« von Keimdrüsentransplantationen als sexuellen Umpolungsoperationen, ⁴⁵⁶ sollten Versuche dieser Art ein vorläufiges Ende finden oder zumindest immer weniger als eine effektive Therapie in medizinischen Foren aufgegriffen werden. ⁴⁵⁷ Grundlegende Einwände hatten bis dahin

450 Magnus Hirschfeld, Ursachen und Wesen des Uranismus, in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 5/1, 1903, 1–193, 67f.

451 Hirschfeld, Homosexualität, 436.

452 Herzer, Magnus Hirschfeld, 135.

453 Schmidt, Helfer und Verfolger, 24. Vgl. auch nach der Konsistenz der Zusammenarbeit mit Steinach angesichts von Hirschfelds biologischen Theorien und seiner Lehre von den »sexuellen Zwischenstufen« fragend Herzer, Magnus Hirschfeld, 132ff.; Chandak Sengoopta, Glandular Politics. Experimental Biology, Clinical Medicine, and Homosexual Emancipation in Fin-de-Siècle Central Europe, in: Isis 89, 1998, 445–473; Stoff, Ewige Jugend, 448–453; Weiß, Angeboren, 32ff.

454 Herzer, Magnus Hirschfeld, 135.

455 Etwa: Günter Grau, Hirschfeld über die Ursachen der Homosexualität – Zur Bedeutung seiner ätiologischen Hypothesen, in: MittMHG Nr. 13, 1989, 27–30, hier 29; Herzog, Paradoxien, 16; Sigusch, Geschichte, 216.

456 Wie viele solcher »Umpolungs«-Operationen insgesamt durchgeführt wurden, ist nicht bekannt. Lichtenstern sprach anderthalb Jahre nach Kriegsende von »18 Fällen von Hodentransplantationen beim Menschen«, die er selbst durchgeführt hätte. Er spezifizierte dabei aber nicht näher, wie oft es sich um Eingriffe bei homosexuellen Männern gehandelt hatte. Siehe Robert Lichtenstern an Max Hirsch am 20.5.1920, HStaBi, Slg. Darmstaedter, K 1. In der medizinischen Fachöffentlichkeit wurde bis Anfang 1922 von Eingriffen an mindestens 13 Homosexuellen berichtet. Diese Mindestzahl ergibt sich aus dem zusammenfassenden Bericht von Haubenreißer, Sexualoperationen; auf dieselbe Zahl kommt Schmidt, Helfer und Verfolger, 30 (Anm. 44).

457 Vgl. Mildemberger, »Richtung«, 101–106; Schmidt, Helfer und Verfolger, 25; Sengoopta, Glandular Politics, 468; Stoff, Ewige Jugend, 461–464. Im Nationalsozialismus sollte die endokrinologische Me-

jedoch keine Rolle gespielt. »Es ist schwer«, schreibt der Wissenschaftshistoriker Heiko Stoff dazu mit Verweis auch auf Sigmund Freuds Einordnung dieser Experimente als »schöne Versuche«, in der publizierten Fachliteratur überhaupt »eine zeitgenössische Kritik an diesen Menschenversuchen auszumachen«. ⁴⁵⁸

Auch Hirschfeld sollte sich späterhin an keiner Stelle von seinem Anteil an der Realisierung solcher Experimente eindeutig oder vom Grundsätzlichen ausgehend distanzieren. ⁴⁵⁹ Das ist auch insofern erklärungsbedürftig, als man in seinen Schriften immer wieder deutlich zu erkennen meint, wie klar ihm vor Augen stand, dass im Falle des Für und Wider einer Therapie der Homosexualität am Ende nicht eigentlich die medizinische oder biologische, sondern die allgemeine kulturelle Deutung entscheidend war. ⁴⁶⁰ Dieses Bewusstsein scheint gerade bis 1914 auch in seinen vielfältigen Zurückweisungen von heilungswütigen ärztlichen Kollegen auffindbar zu sein. ⁴⁶¹ Als in den Jahren vor dem Weltkrieg »allen Ernstes« (Hirschfeld) im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um eine im Gehirn für die sexuelle Orientierung ausschlaggebende Region nachgedacht wurde, deren Lokalisierung es medizinisch ermöglichen werde, »Homosexualität durch Zerstörung dieses Zentrums« zu tilgen, hatte Hirschfeld gemeint, man könne nur hoffen, dass eine solche neuromedizinisch isolierbare Hirnregion »erst aufgefunden wird, wenn man sich durch die richtige Beurteilung der Homosexuellen von der Überflüssigkeit solcher Operationen überzeugt hat«. Über die von Steinach vor dem Krieg durchgeführten tierexperimentellen Hodenoperationen, die auf einer theoretischen Ebene seiner Zwischenstufenlehre näher lagen, war von ihm 1914 zu lesen gewesen, dass der Wiener Endokrinologe damit sicher auf einem interessanten Weg sei: Eine darauf aufbauende »chemistische Theorie der Homosexualität hat für den Kenner innersekretorischer Vorgänge in der Tat etwas bestechendes«. ⁴⁶² Hier allerdings hatte Hirschfeld zugleich betont, dass von solchen Erkenntnissen, sollten sie auf den Menschen übertragbar sein, »schwerlich durch die Homosexualität eine Indikation« abzuleiten sei. ⁴⁶³ Nach 1917 dagegen hat es den Anschein, dass er keinen prinzipiellen Unterschied mehr zwischen dem Wunsch nach einem auf chirurgischem Wege herzustellenden Geschlechtswechsel und demjenigen nach einer Verwandlung der sexuellen Orientierung – hin zur Heterosexualität – machte. Es erscheint somit wohl auch frag-

thode in modifizierter Form durch Hormonexperimente an homosexuellen KZ-Häftlingen wieder zur Anwendung kommen. Vgl. *Günter Grau*, Art. »Hormonversuche«, in: ders., *Lexikon der Homosexuellenverfolgung 1933–1945. Institutionen – Personen – Betätigungsfelder*, Münster u.a. 2011, 157–159.

458 *Stoff*, *Ewige Jugend*, 461.

459 Vgl. *Weiβ*, *Angeboren*, 34.

460 Im Gegensatz zu seinen sexualtheoretischen Arbeiten ist dieses Bewusstsein etwas eindeutiger bei der Kritik Hirschfelds an Rassetheorien. Hier thematisierte er die kulturell-normative Dimension. Vgl. *Heike Bauer*, »Race«, normativity and the history of sexuality: Magnus Hirschfeld's racism and the early-twentieth sexology, in: *Psychology & Sexuality* 1, 2010, 239–249.

461 Siehe *Hirschfeld*, *Homosexualität*, dort bes. Kap. 21.

462 Ebd., 377. Vgl. dazu auch *Walch*, *Triebe*, 112–116.

463 *Hirschfeld*, *Homosexualität*, 416.

würdig, ob sich Hirschfelds biologistische Zugänge überhaupt als, wie die historische Forschung oft geurteilt hat, »strategic essentialism«⁴⁶⁴ fassen lassen.

Dass die Hodentransplantationstherapie Lichtensterns indessen *ursprünglich* als eine Therapie für Kriegsversehrte entwickelt worden war, sie während des Krieges jedoch selbst von sexologischer Seite kaum in dieser Richtung rezipiert wurde,⁴⁶⁵ geriet dabei weithin in Vergessenheit. Dieser Umstand erscheint aber noch umso bezeichnender, hätte doch mit dem Herausstellen einer militärärztlichen Relevanz sexualwissenschaftlicher Forschung und Therapie der »Kriegsкаstrierten« durchaus auch Wissenschaftspolitik – im Sinne eines weiteren Arguments für die Existenzberechtigung der Forschungsdisziplin im Krieg – betrieben werden können. Doch schienen solche Überlegungen den Akteuren offenkundig nicht nur aufgrund der mangelnden *Publicity*-Fähigkeit dieser tabubehafteten Problematik als überaus nachgeordnet – sondern auch durch die als atemberaubend wahrgenommenen Perspektiven, welche die sich nun eng auf das Endokrinologische fokussierende Forschung ihnen und der Forschungsdisziplin als Ganzes bereithielt. Reaktionen aus dem Ausland schienen dem über die Kriegsversehrten hinweggehenden deutschen Forscher- und Therapeutendrang recht zu geben. Das vermeintliche Auffinden einer rein endokrinologischen Basis der sexuellen Triebrichtung versprach nicht weniger, als »dass die Sexualforschung jetzt auf sichere Bahnen« gelenkt werde – dorthin, »wo sie rechtmäßig hingehört« –⁴⁶⁶ und eine über die Heilung von Kastrationsfolgen weit hinaus reichende »große Zahl« von medizinisch und/oder gesellschaftlich störenden »Symptomkomplexen« in den Blick fallen werde, »die bisher einer Therapie unzugänglich waren und bei denen es vielleicht gelingen wird, durch solche Eingriffe Erfolge zu erzielen«.⁴⁶⁷ Die Steinach'sche Sexualendokrinologie avancierte seither für mehrere Jahre zur »Hauptreferenz vor allem für die deutschsprachige Sexualwissenschaft und Sexualreform«.⁴⁶⁸ Aber auch in anderen Ländern wie beispielsweise im revolutionären Russland sollte der endokrinologische Trend sexualpolitische Programmatiken der Nachkriegszeit maßgeblich mitbestimmen.⁴⁶⁹ Dass die Grundlage für diese sich nun als »hervorragendes Glied« der Sexualforschung Bahn brechende Neuorientierung von deutsch-österreichischen Wissenschaftlern »den Kriegsjahren zum Trotz« geschaffen und noch während des Krieges »resolut die praktische Conse-

464 *Beachy*, Gay Berlin, 186; siehe auch *Herrn*, »Magnus Hirschfeld«, 284; *Weiß*, Angeboren, 36.

465 So ist bis heute unklar, in welchem Maße die Methode nach Kriegsverwundungen angewendet wurde. Ob der Hodentransplantation bei Kriegsversehrten schon bald kein Erfolg zugesprochen wurde – so *Kienitz*, Beschädigte Helden, 276 –, ist umso schwieriger zu beurteilen, als der Begriff »Steinach-Operation« in der Nachkriegszeit vielfach nicht die Hodenüberpflanzungen, sondern die Vasuligatur bezeichnete. In diversen Modifikationen – und in der überwiegenden Zahl »nicht als eine spezifische Therapie« eingesetzt – wurde sie als Verjüngungs- und Vitalisierungsmaßnahme populär. Vgl. *Schlich*, Erfindung, 159ff. (Zitat ebd., 160); *Stoff*, Ewige Jugend.

466 *Knut Sand*, Moderne experimentelle Sexualforschung, in: ZfS 6, 1920/21, 177–197, hier 177.

467 So Lichtenstern 1920 in den »Jahreskursen für ärztliche Fortbildung«. Zit. nach der Rezension von *Max Marcuse* in: ZfS 7, 1920/21, 236–237, hier 237.

468 *Stoff*, Ewige Jugend, 79.

469 Vgl. *Dan Healey*, Homosexual Existence and Existing Socialism. New Lights on the Repression of Male Homosexuality in Stalin's Russia, in: GLQ 8/3, 2002, 349–378, hier bes. 355f.; *Sengoopta*, Glandular Politics.

quenz [...] für die Therapie der Homosexualität in Anwendung gebracht« worden war, sollte nach 1918 international bewundert werden.⁴⁷⁰

Nur wenigen Sexualforschern fiel da noch ein, was für ein »jetzt nicht mehr gut zu machender Verlust für die Anatomie, Pathologie und Physiologie der Sexualwissenschaften« dadurch konstatiert werden müsse, »dass sich in den Hunderten und aber Hunderten der veröffentlichten Krankengeschichten über Rückenmarks- und Hodenschüsse so sehr selten Berichte über die Geschlechtsfunktionen finden«.⁴⁷¹

470 Sand, *Moderne experimentelle Sexualforschung*, 177; ders., Rezension von Lipschütz, *Die Pubertätsdrüse und ihre Wirkungen*, in: *ZfS* 7, 1920/21, 36–40, hier 39.

471 *Lißmann*, *Wirkungen*, 19.